ORIENTIERUNG

Nr. 6 73. Jahrgang Zürich, 31. März 2009

ZEHNTAUSEND MENSCHEN, zehntausend Särge, zehntausend Grabsteine ... Über diesen Tod weiß man alles, oder wir tun heute wenigstens so, als wollten wir alles wissen; wir tun ihrem Tod in den Zeitungsspalten Gewalt an, da wir uns nie nach ihrem Leben fragen.» (S. 9)[1]

Der Chronist und Ich-Erzähler *Emir Suljagić*, Augenzeuge eines der schlimmsten Kriegsverbrechen in Europa nach 1945, überlebte das Massaker, das serbische Truppen im Juli 1995 unter dem Kommando von Ratko Mladić in der bosnischen Stadt Srebrenica an mehr als fünftausend Muslimen anrichteten, nur durch einen glücklichen Zufall. «Ich habe überlebt, wie sie gestorben sind. Zwischen ihrem Tod und meinem Dasein gibt es keinen Unterschied, weil ich in einer Welt weiterlebe, die dauerhaft und unwiederbringlich von ihrem Tod gekennzeichnet ist.» (S. 7)

Mit dieser Einsicht in die Kontinuität des Schreckens, ausgelöst durch die erbarmungslose Wut der serbischen Četniks auf ihre einstigen bosnischen Bundesgenossen und Nachbarn, wie auch durch die Greueltaten bosniakischer Partisanen an serbischen Bauern, greift Emir Suljagić einen ontologischen und zugleich ethischen Sachverhalt auf, der für das künftige Zusammenleben der Menschen im einstigen Jugoslawien von tragischer Konsequenz ist. Wie kann der im Herbst 1995 von den Kriegsparteien geschlossene Vertrag von Dayton von Dauer sein, wenn der Überlebensraum zwischen Tuzla, Sarajevo und Priština vom tödlichen Virus des gegenseitigen Mißtrauens vergiftet ist? Wer Antworten auf diese Frage sucht, dem ist der unter die Haut gehende, herzzerreißende Bericht über Mord, Feigheit, hinterlistiges Abschlachten wehrloser Zivilisten und ... die bürokratische Gleichgültigkeit der das Morden überwachenden UN-Behörden dringend zu empfehlen. Auch auf die Gefahr hin, daß man dieses Buch entsetzt und wütend beiseite legt, weil das Ausmaß der Verbrechen und die Unfähigkeit der Kontrollbehörden unerträglich erscheinen. Wer die Lektüre durchhält, der wird Erkenntnisse über diesen Bürgerkrieg gewinnen, die ihm weder TV-Berichte noch reißerische Fotos von sich abschlachtenden Soldaten und Partisanen vermitteln können.

Aus der Hölle von Srebrenica

Doch zunächst zu den kriegerischen Fakten, die zwischen 1992 und 1995 das Ausmaß der Metzeleien umreißen: Mitte Mai 1992 strömten zehntausende Menschen muslimischen Glaubens auf der Flucht vor den Angriffen der serbischen Streitkräfte in Richtung Srebrenica, während die Stadt, wie viele Dörfer und kleine Städte in ihrem Umkreis, von der Artillerie der Jugoslawischen Volksarmee schwer verwüstet wurde. In der zweiten Maiwoche, so Emir Suljagić, verließ die serbische Soldateska Srebrenica, nachdem die Stadt ausgeplündert war. Am 18. Mai kehrten auch die Eltern, Verwandten und Freunde von Emir nach Srebrenica zurück, nachdem sie sich einen Monat lang in den Wäldern bei Voljavica versteckt hatten. In diesem «Kessel, Ende der Welt, Blinddarm» (S. 27), nicht in der Enklave Srebrenica, wie Journalisten und UN-Behörden es nannten, versuchten Zehntausende Flüchtlinge zu überleben, hungernd, von ständiger Angst vor dem Tod gelähmt, mit leeren Blicken auf eine Welt gerichtet, die zerfiel, ... und aus den Häuserruinen erstand schemenhaft eine andere. «Wir schauten, um uns langsam an sie zu gewöhnen, sie als die einzig mögliche Realität zu akzeptieren, bis wir vergaßen, dass außerhalb unserer Umgebung eine andere Welt existierte.» (S. 29)

Die andere Realität war von den Herren der Zukunft, den Serben außerhalb des Kessels, bestimmt und den inneren Machtmechanismen der Stadtregierung, die nach Suljagić zur allgemeinen Hoffnungslosigkeit und der Verzweiflung, in die die Flüchtlinge geraten waren, beitrugen. Und diese «Stammesnatur der Macht» (S. 33) bildete den Auslöser für Morde an verzweifelten Bewohnern, die sich während der im Winter 1993 einsetzenden Versorgung mit Lebensmitteln aus der Luft voreilig bedienen wollten, oder die sich gegen die Korruption der Stadtoberen wandten, die nach Augenzeugen Grundnahrungsmittel bunkerten. Doch auch einige Bewohner von Srebrenica bemächtigten sich illegal abgeworfener Lebensmittel, die sie auf dem Marktplatz zu überhöhten Preisen verkauften.

ZEITGESCHICHTE

Aus der Hölle von Srebrenica: Zu einer Publikation von *Emir Suljagić* – Chronist und Ich-Erzähler – Die Ereignisse von 1992 bis 1995 – Der Angriff der serbischen Streitkräfte – Flucht und Rückkehr – Dolmetscher für die UN-Verwaltung – Das Massaker von 1995 – Betrachtungen aus dem Grab – Streit um die Geschichte und um die Erinnerung. *Wolfgang Schlott, Bremen*

LITERATUR

Georges Bernanos, der unzeitgemäße Visionär: Ein Plädoyer für eine erneute Lektüre – Zur Rezeption in der DDR – Entdeckung eines eigenwilligen Autors – Vier Tagungen der «Internationalen Vereinigung der Freunde von Georges Bernanos» – Ein spektakulärer Lebensweg – Literarischer Durchbruch mit dem Roman «Die Sonne Satans» – Leben auf Mallorca – Verurteilung des antirepublikanisch-nationalistischen Putsches von Franco – Exil in Brasilien – Nach der Befreiung von Frankreich – Ein unzeitgemäßer Autor – Hellsichtige Kapitalismuskritik – Die Religion des Geldes – Zeitkritiker und literarischer Visionär. *Brigitte Sändig, Potsdam*

ZEITGESCHICHTE

Die modernen Morgenlandfahrer: Die Hippie-Bewegung als spirituelle Suchbewegung – Von der Beat-Generation zur neuen Subkultur – Der Weg nach Kalifornien und die Aussteiger – Spirituelle und literarische Leitfiguren – «Innerer Schamane» und «äußerer Guru» – Rauschgift als spirituelles Wundermittel – Die Mother-Earth-Bewegung – Der Hesse-Boom – «Heimweh nach der Zukunft» – Entdeckung der Langsamkeit – Die Stationen der Morgenlandfahrer – «Welcome to Matala» – Zwischen Schein und Sein. *Manuel Gogos, Bonn*

POLITIK

Klagelied über zwölf Männer und eine Frau: Zu *Youssouf Amine Elalamys* Roman «Gestrandet» – Zur literarischen Gattungsfrage – Ein Reihe von 31 Tableaus – Die gescheiterte Überfahrt nach Europa – Die Ertrunkenen und ihre Lebensgeschichte – Das Meer als Metapher für Hoffnung und Gefahr. *Nikolaus Klein*

MEDIEN/POLITIK

Information – nur noch für die «wenigen Glücklichen»?: Zur Auslandsberichterstattung nach dem Kalten Krieg – Eine atemberaubende Entwicklung nach 1989 – Reduktion der Auslandsberichterstattung – Konzentration auf Katastrophenjournalismus – Angstthemen verkaufen sich gut – Die Glaubwürdigkeitskrise des Journalismus nach dem Irakkrieg – Die Strategie von Rupert Murdoch – Suche nach einer exklusiven Kundschaft – Die Berichterstattung über die Finanzkrise – Die digitale Demokratie als Mythos (*vgl. Kasten*) *Roman Berger, Zürich*

Im Frühjahr 1993 wurde eine große Zahl von Frauen und Kindern aus der belagerten Stadt in mehreren UN-Konvois abtransportiert. Emir Suljagić gelang es, Mutter und Schwester unter die Menschen zu schmuggeln, die der Hölle von Srebrenica entkamen. Vater und Großvater hingegen wurden in den Julitagen 1995 von der serbischen Soldateska erschossen. Daß der Erzähler diesem Massaker entkam, verdankte er seinen Englischkenntnissen, die ihn befähigten, in der UN-Verwaltung als Dolmetscher zu arbeiten. Ein Job, der ihm Zugang verschaffte zu den Verhandlungen zwischen den kriegführenden Parteien und der UN-Vertretung, der Einblicke in die Not der Bevölkerung, aber auch Einsichten in den Dilettantismus der Behörden vermittelte. Diese Aussagen enthalten, neben den schmerzlichen, brutalen Erfahrungen mit der kaltschnäuzigen Mordlust der serbischen Belagerer und Besatzer sowie mit der Habgier seiner Nachbarn, die wesentlichen Informationen über den serbisch-bosnischen Bürgerkrieg. Diesen Krieg und die mit ihm verbundene Hoffnungslosigkeit beschreibt Emir Suljagić in der Ich-Form auf mehr als 150 Seiten, minutiös mit Angaben zu Schlachtplätzen, zu Personen aus der UN-Verwaltung oder zum Einsatz von Spezialwaffen, dann auch vor Angst flatternd im Perspektivenwechsel zum dialogischen DU, das die tiefe Verzweiflung angesichts des drohenden Todes signalisiert. Eine Schlüsselszene ist die von Todesangst und Geistesgegenwart geprägte Begegnung mit dem Schlächter Mladić (vgl. S. 192f.), der ihm gnädig das Leben schenkte, «weil ... er sich an diesem Tag wie Gott fühlte». (S. 193) Indem er wenig später den Befehl zur Erschießung von rund 8000 muslimischen Männern gab. Ein Massenmord, der sicherlich hätte verhindert werden können, so Emir Suljagić, wenn die holländische UN-Mission unter ihren feigen Befehlshabern mutiger gewesen wäre, wenn ...

Betrachtungen aus dem Grab

Der letzte Teil der *Betrachtungen aus dem Grab*, so der bosnische Titel in der wörtlichen Übersetzung, ist den Menschen gewidmet, die im Krieg ums Leben kamen. Sie verbergen sich hinter den Chiffren PLC-113, M4,21,5 etc., deren schreckliches Schicksal noch einmal dem Leser vor Augen geführt wird. Ihre Gräber liegen zwischen Potocari, dem Stützpunkt der UN-Mission, und dem Todeskessel Srebrenica, die Emir Suljagić immer wieder besucht hat. Ein anderer Beobachter des Gemetzels im ehemaligen süd-jugoslawischen Raum und der Toten-Gedenkfeiern zu Beginn des 21. Jahrhunderts, als der Massenmörder Mladić immer noch nicht vor das Kriegsverbrechertribunal in Den Haag gestellt werden konnte, war Michael Martens, langjähriger Korrespondent des «Observer». Er verfaßte das Nachwort zur «Hölle von Srebrenica». Seine These, daß der Kampf um diese Enklave noch nicht zu Ende sei, weil die großserbischen Strategen ihn als einen Betriebsunfall ihrer Geschichte bezeichneten, weil der Schlächter und eigentliche Verantwortliche des Genozids immer noch auf freiem Fuß ist, weil die europäische Geschichtswissenschaft die gigantische Tragödie noch nicht in ihre axiologischen Überlegungen zu den Folgen von Bürgerkriegen einbezogen hat, verweist auf die – meiner Ansicht nach - immer noch vorherrschende Meinung, daß der «verwilderte Balkan» eben eine Randerscheinung europäischer Geschichte sei. Wie gefährlich und beschränkt solche Wertungen angesichts vorherrschender nationalistisch-chauvinistischer Manipulationen im südosteuropäischen Raum sind, verdeutlicht ein gegenwärtig sich abzeichnender Verdrängungsprozeß. Die gigantischen Verbrechen des jugoslawischen Bürgerkriegs mit mehr als 100000 Opfern geraten in den demagogischen Meinungspool von notorischen Geschichtsfälschern, die, wie die unverbesserlichen Leugner des Holocaust, so lange mit Zahlen und Gebietsansprüchen manipulieren, bis die eigentlichen Ursachen und Auswirkungen der Massenvernichtung von der Bildfläche verschwinden. Der vorliegende, die eigenen Wahrnehmungen immer wieder überprüfende Bericht von Emir Suljagić, 2005 zuerst in Zagreb erschienen, von Katharina Wolf-Grießhaber aus dem Bosnischen mit überzeugender Transparenz übertragen, ist Anklage, Mahnung, Gedächtnis schärfendes Dokument, ein Kaddisch der bosnisch-muslimischen Kulturgeschichte.

Wolfgang Schlott, Bremen

[1] Emir Suljagić, Srebrenica – Notizen aus der Hölle. Aus dem Bosnischen von Katharina Wolf-Grießhaber. Paul Zsolnay Verlag, Wien 2009, 238 S., 17,90 €.

Georges Bernanos, der unzeitgemäße Visionär

Ein Plädoyer für eine erneute Lektüre

Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, auf welchen Wegen ich mich vor Jahrzehnten Bernanos genähert habe; naheliegend war das für eine in der DDR lebende, mit französischer Literatur befaßte Person wie mich gewiß nicht. Denn die Kriterien, nach denen Schriftsteller des «westlichen Auslands» dort als publikationswürdig angesehen wurden, waren andere als die des allgemeinen Kanons: Gefragt wurde in erster Linie nach dem «richtigen» politischen Bekenntnis eines Autors, sodann nach der Nähe zu proletarischen oder Klassenkampf-Themen und – zumindest – nach einer kritischen Position gegenüber der «bürgerlichen Gesellschaft». Angesichts dieser Kriterien und ihrer Ausschluß-Mechanismen – die sich allerdings zusehends lockerten, je mehr es auf das Ende der DDR zuging – wichen Bekanntheitsgrad und Auflagenziffern «westlicher» Autoren weit ab von denen, die sie in Ländern der freien Marktwirtschaft genossen bzw. beklagten. Eine französische Kollegin hat diese Diskrepanz für den Fall der französischen Literatur gründlich untersucht und dargestellt.[1]
Da ich es in DDR-Zeiten als meine Aufgabe ansah, die oben genannten außerliterarischen Kriterien so gut es ging zu unterlaufen und mich an dem Prestige zu orientieren, das die Autoren in ihrer eigenen Sphäre genossen, bin ich vermutlich dabei zum ersten Mal auf Bernanos gestoßen. Daß das Interesse wach blieb und sich entwickelte, war schon der Eigenart und Qualität des Autors zu danken. Denn ich empfand es in Zeiten des Meinungsdiktats oder des schließlich in Mode kommenden Liebäugelns mit postmoderner Denkungsart als wichtig und bestärkend, in Bernanos einen Autor zu finden, der zu seinen eigenwilligen Ideen und Meinungen stand und ihnen ohne Rücksicht auf literarische, politische und persönliche Opportunitäten Ausdruck gab. Dabei genoß ich gewissermaßen den Vorteil des Unvorbelastet-Seins. Denn einige Rückfragen zeigten mir, daß Lesern, die in der früheren Bundesrepublik aufgewachsen und in der Schule mit Bernanos' *Tagebuch eines Landpfarrers* traktiert worden waren, der Autor als Beispiel salbungsvoller Religiosität verleidet war. Doch auch für das kritische intellektuelle Lesepublikum in der DDR – und nur dieses kam überhaupt in Frage – existierte Bernanos kaum oder gar nicht, obwohl immerhin drei seiner Werke in Ost-Berlin erschienen waren.[2] In diesen Kreisen war man an politisch brisanten Aussagen und künstlerischen Neuerungen interessiert, wie sie für den französischen Raum etwa Sartre, Camus, Malraux, die Autoren des absurden Theaters u.v.a.m. bereithielten; da Bernanos keine offenkundigen Tabu-Themen

[1] Danielle Risterucci-Roudnicky, France – RDA. Anatomie d'un transfert littéraire 1949-1990. (Contacts, Série 2, Gallo-germanica, 25). Peter Lang, Bern-Berlin-Frankfurt-New-York-Paris-Wien 1999.

[2] Tagebuch eines Landpfarrers. Union-Verlag, Berlin 1970; Die neue Geschichte der Mouchette. Union-Verlag, Berlin 1975; Die tote Gemeinde. Evangelische Verlagsanstalt, Berlin 1988.

berührte, rückwärtsgewandt und schwer verständlich erschien, wußte man mit ihm nichts anzufangen.[3]
Mir hingegen erschien und erscheint Bernanos als eine einzigartige Gestalt, bei der es, was selten geworden ist, noch viel zu entdecken gibt. Schon in dem ihm gewidmeten Artikel des 1987 in Leipzig gedruckten *Lexikons der französischen Literatur*[4] bemühte ich mich, dies faßlich zu machen; damit ging ich weit über die allgemeine, auch in Frankreich übliche Etikettierung Bernanos' als «monarchistischer katholischer Autor» hinaus, wie sie noch heute Gilles Bernanos beklagt, der die weitere Veröffentlichung der Werke seines Großvaters betreibt. – Mein Interesse hat mich, nachdem der Eiserne Vorhang gefallen war, auf vier Tagungen der *Internationalen Vereinigung der Freunde von Georges Bernanos* geführt, die in Freiburg i.Br., Tunis, Paris und Aix-en-Provence stattfanden; die Tagungsorte hatten u.a. mit dem ungewöhnlichen Lebensweg von Bernanos zu tun. Das jüngste Treffen mit dem Thema «Bernanos und die Lebensalter» im Herbst 2008 gab mir den endgültigen Anstoß, einige Überlegungen zur möglichen aktuellen Bedeutung von Bernanos und den Gründen seines Unbekannt- bzw. Verkannt-Seins niederzuschreiben.

Ein spektakulärer Lebensweg

Der Lebensweg von Bernanos, obwohl ziemlich spektakulär, war nicht dazu angetan, ihm in der exklusiven französischen Geisteswelt einen Dauerplatz zu sichern; Bernanos selbst hat auch keinen Anspruch darauf erhoben, mußte sich eher mit Fragen der Existenzsicherung herumschlagen, als daß er sich intellektuellen Debatten widmen konnte und wollte. Das Schreiben empfand er als die ihm auferlegte Aufgabe, die zuweilen Last, zuweilen Glück bedeutete, niemals aber eine beliebige oder sich selbst genügende Übung.
Bernanos wurde 1888 in einer konservativen katholischen Familie geboren und von Jesuiten unterrichtet, hing vor dem 1. Weltkrieg der antidemokratischen *Action Française* an und betätigte sich bei einer monarchistischen Zeitschrift. In den Ersten Weltkrieg zog er mit dem Ideal ritterlichen Kampfes, das an der Realität zuschanden ging. In der Nachkriegszeit arbeitete Bernanos, um seine rasch anwachsende Familie zu unterhalten, als Reisender für eine Versicherungsgesellschaft und schrieb unterwegs seinen ersten Roman. *Die Sonne Satans* erschien 1927 und wurde, wozu auch Bernanos' politische Freunde beitrugen, ein großer Erfolg; Thomas Mann nannte den Autor damals «diesen verteufelten Bernanos» (ce satané Bernanos).[5] Bernanos gab nun den Brotberuf auf und hoffte, von seiner Feder leben zu können – was sich zeitlebens als Balanceakt erweisen sollte. Vor allem aus finanziellen Gründen ging er 1934 mit seiner Familie nach Mallorca, wo seine sicherlich bekanntesten literarischen Werke, das *Tagebuch eines Landpfarrers* und *Die neue Geschichte der Mouchette*, entstanden; in literarischer Hinsicht waren die spanischen Jahre sicherlich seine fruchtbarsten. Auf Mallorca erlebte Bernanos auch den antirepublikanisch-nationalistischen Putsch der Generäle um Franco. Was die Anhängerschaft Bernanos' als selbstverständlich ansah, die Unterstützung des Putsches nämlich, blieb nicht nur aus – nein, Bernanos verurteilte in einem wuchtigen, aufsehenerregenden Essay, *Die großen Friedhöfe unter dem Mond*, die Grausamkeiten der Putschisten und deren Absegnung durch die Mehrheit des katholischen Klerus. Er verurteilte sie als Ausdruck des teuflischen Prinzips von Profit- und Machtgier, das die bürgerliche Welt beherrsche.
Aus dem wütenden antibürgerlichen Impetus Bernanos', der sich vormals aus politisch regressiven und, das sei nicht verschwiegen, antisemitischen Ideen gespeist hatte, kristallisieren sich nun Maßstäbe und Ideale heraus, die für die Bewahrung menschlichen Lebens schlechthin als unverzichtbar erscheinen: Ehre, Glauben, Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit, Tradition – fundamentale Werte, die, wie Bernanos sagt, nur durch eine spirituelle Wende gleich der vor zweitausend Jahren verwirklicht werden könnten. Als Fürsprecher dieser Werte entschwebt er keineswegs in enthobene Sphären, sondern er betrachtet in ihrem Licht das politische Tagesgeschehen. Ende der dreißiger Jahre registriert Bernanos, daß Europa in dem katastrophischen Geschichtszustand unterzugehen droht, den wir heute Totalitarismus nennen; der Untergang werde von zwei Seiten betrieben – von Seiten der offenkundigen Aggressoren wie auch von Seiten der bürgerlichen Demokratien, die sich den Aggressoren lustvoll ausliefern. – Bernanos macht sich auf nach Südamerika, versucht, in Brasilien für sich und seine Familie eine Existenz aufzubauen. Das Münchner Abkommen 1938 und die Kapitulation Frankreichs vor Hitlerdeutschland 1940 geben ihm bitter Recht. In Brasilien schreibt Bernanos keine Romane mehr, sondern eine Flut von Kampfschriften, Pamphleten; diese Schriften gewinnen heute immer mehr an Interesse.
1944, nach der Befreiung, ist Bernanos ein umworbener Mann. Er kommt nur zögernd aus Brasilien zurück und kehrt Frankreich bald wieder den Rücken, da er dort die bekannten politischen und sozialen Gebrechen wieder aufleben sieht. Ein Jahr lebt er noch in Tunesien, schreibt an einem Filmszenarium nach der Novelle von Gertrud von Le Fort, *Die Letzte am Schafott*, in der eine junge Nonne ihre quälende Angst besiegt und freiwillig in den Tod geht. Im Frühjahr 1948 erkrankt Bernanos schwer und wird nach Frankreich gebracht – nur, um dort zu sterben.

«Unzeitgemäß» gegen den «modernen» Menschen

Die Gründe, warum Bernanos bei oder trotz alledem so «unzeitgemäß» ist, so wenig gelesen und angenommen wird, werden von seinen erklärten Anhängern auf Zusammentreffen und Tagungen durchaus reflektiert. Was die Romane anlangt, liegen die Hemmnisse auf der Hand: Der Charakter der Hauptgestalten – vor allem Priester, unschuldsvolle Kinder und junge Mädchen – wie auch die meist ländlichen Schauplätze muten anachronistisch an. Vor allem aber werden von diesen Gestalten und an diesen Schauplätzen metaphysische oder religiöse Kämpfe ausgetragen, für deren Verständnis der «moderne Mensch» (von dem noch zu sprechen sein wird) keine Bereitschaft und keine Fähigkeit mehr besitzt – verfügt er doch z.B. in der Regel über keine religiös-biblische Kultur mehr, ja wehrt er derlei Themen als unzugänglich, fast als Tabu, ab. Solche Abwehr findet, soweit sie sich überhaupt auf die Kenntnis von Texten stützt, Bestätigung durch deren stark polemische Ausrichtung – der Autor nimmt weder in seinen fiktiven Schriften noch gar in den Pamphleten ein Blatt vor den Mund. Dabei «kann» Bernanos freilich, wenn er das für seine Roman-Zwecke «braucht», auch äußeres Geschehen packend und aktionsreich darstellen. Sowohl diese Art zu schreiben wie auch die weitausholende Seelen-Erkundung (meist durch umfangreiche Gespräche) hat Bernanos auf sein eigentliches Anliegen ausgerichtet: das Ringen zwischen Gut und Böse, zwischen Liebe und Abgestumpftheit faßlich zu machen. Es ist nicht zu leugnen: Zugunsten dieses Anliegens mutet Bernanos dem Leser seiner Romane einiges zu. – Den Kampfschriften, die im Moment in Frankreich stärker im Schwange sind als die Romane (während sie in Deutschland wegen mangelnder Übersetzungen annähernd unbekannt sind), ist die stark polemische Dimension nun keineswegs hinderlich; gerade daß Bernanos heftig vom Leder zieht, sexuelles und scatologisches Vokabular benutzt, Geschichtsereignisse als Personen auftreten läßt, macht ihre Lektüre packend, abwechslungsreich, erhellend. Allerdings ist diese Fülle von Schriften, da sie zu unterschiedlichen Zwecken verfaßt wurden und verschiedenen Adressaten zugedacht waren, voller Redundanzen und Wiederholungen. Daran ist jedoch auch die Eigenart von Bernanos beteiligt: Was er zu sagen hat, das sagt er so häufig, so drastisch, so eindringlich wie irgend möglich, ohne Rücksicht auf den Leser. Wenn er den verprellt – sei's drum; der massenweise auftretende Typ des «modernen Menschen» ist

[3] S. dazu: Brigitte Sändig, La réception manquée de Bernanos en RDA, in: Joseph Jurt, Max Milner, Hrsg., Bernanos et ses lecteurs. Berlin-Verlag Arno Spitz, Berlin 2001, 79-87.
[4] Hrsg. von Manfred Naumann, Bibliographisches Institut, Leipzig 1987.
[5] Thomas Mann, Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Band X. S. Fischer-Verlag, Frankfurt/M. 1960, 890.

ohnehin nicht sein Adressat, sondern eine der Haupt-Zielscheiben seiner Polemik. Von ihm spricht er folgendermaßen: «Die gegenwärtige Gesellschaft hat nach und nach diesen Menschentyp hervorgebracht, der sich *modern* nennt – was soviel wie ‹besser› bedeuten soll – als handle es sich um das neueste Modell eines Autos oder Flugzeugs. Dieser Menschentyp ist nicht ewiger oder unwandelbarer als all die, die ihm in der Geschichte vorausgegangen sind. Er ist das flüchtige Produkt einer Epoche von Spekulation, Bereicherung, falscher Prosperität, Geschäftigkeit ohne Maß und Ziel, erschöpfender nervlicher Anspannung.»[6] Oder: «Das moderne Bewußtsein [...] hat die Fähigkeit verloren, etwas als richtig oder als verschroben zu erkennen, [...] es reagiert nicht mehr spontan auf das Skandalöse, es wartet darauf, daß die Propaganda an seiner Stelle entscheide, was gut ist und was schlecht.»[7] Modern sein heißt für Bernanos: Sich bedingungslos dem alles nivellierenden Vorzeichen des Gewinns, damit auch der gängigen Meinung, unterzuordnen und jeden anders motivierten Wert zu ignorieren, zu leugnen, ungültig zu machen.
Solche Aussagen sind wahrhaftig nicht schmeichelhaft für breite Leserschichten; vielleicht liegt auch hier ein Grund für den Abstand, den man dem Autor gegenüber wahrt. Doch Bernanos will weniger gegen Menschen und deren Fehlverhalten zu Felde ziehen als auf seine eigenwillige Weise den «systemischen Zusammenhang» brandmarken, der diesen modernen Menschentyp erzeugt und – das ist das Stück Freiheit, das er dem Menschen zuspricht – an seine Mitmenschen appellieren, diese Epoche samt ihrem Zerstörungs-Potential durch andere, spirituelle Werte zu überwinden. Zu diesem Zwecke charakterisiert er so drastisch wie möglich den Akteur kapitalistischen Wirtschaftens und das von ihm erzeugte «Menschenprodukt»: «Der Spekulant [...] sieht in ihm [dem Menschen] nichts weiter als einen zufriedenzustellenden Kunden, Hände, die man beschäftigen, einen Bauch, den man füllen, ein Hirn, dem man umsatzfördernde Vorstellungen eintrichtern muß. Die Spekulation [...] hat so [...] durch das Wunder der Technik, aller Techniken, auch der, die die öffentliche Meinung nicht nur zu kontrollieren, sondern auch sie zu erzeugen erlaubt, eine Zivilisation nach dem Bilde eines erstaunlich verkleinerten, reduzierten Menschen geschaffen, eines Menschen, der nicht mehr nach dem Bilde Gottes, sondern dem des Spekulanten geschaffen ist [...]»[8]

Hellsichtige Kapitalismuskritik

Damit nun ist Bernanos heute, da wir am Ende des Kapitalismus angekommen zu sein scheinen, den Gedanken aber nicht recht zuzulassen wagen, weil wir (noch) nichts Besseres wissen, sehr aktuell, wenngleich nicht populär. Allein schon die Haltung, die Bernanos zum Schreiben einnimmt, hat etwas Unzeitgemäßes, aber dem Ernst der Lage Entsprechendes: Schreiben – sei es das Verfassen von Pamphleten oder von fiktiven Texten – ist für ihn kein vom Leben abgetrennter oder ihm gar übergeordneter Bereich, sondern eine Lebensäußerung wie jede andere; und da Bernanos das Leben ernst nimmt, steht er auch für das Geschriebene mit voller Verantwortung ein. Hier ist vielleicht noch eine Bemerkung zur Position des Schriftstellers Bernanos zur katholischen Kirche und zu der literarischen Strömung des *Renouveau catholique* am Platze: Er lebt – seine Haltung zum Franco-Putsch hatte das besonders deutlich gemacht – ein unorthodoxes Christentum, ist von tiefem persönlichem Glauben erfüllt und bekennt dies; die Institution Kirche greift er jedoch heftig an für ihren unterschwelligen Konformismus mit der modernen Gesellschaft. Infolgedessen ist er, wie eine berufene Sprecherin zu diesem Thema feststellt[9], keiner der dem *Renouveau catholique* zuzurechnenden Autoren wie Claudel oder Maritain, die sich rückhaltlos zur katholischen Kirche bekannten. – Wozu sich Bernanos rückhaltlos bekennt, ist hingegen die revolutionäre Botschaft des Evangeliums; seine Hoffnung richtet sich auf die Armen, auf die Kinder, auf die Gedemütigten, auf die Benachteiligten dieser Welt – allerdings nur auf diejenigen, die in dieser Benachteiligung nicht seelisch untergehen, sondern die es fertig bringen, der bürgerlichen Welt ein anderes Leben, eine andere Vorstellung von der Welt entgegenzusetzen. Das beginnt bei Bernanos im Kleinen, im Persönlichen, im Familiären: Für ihn ist der Mensch weniger als fertiges, selbstsicheres Wesen interessant, sondern vor allem in den fragilen Phasen seiner Existenz: in der Kindheit, der Jugend, der Krankheit, der Armut, dem Alter, dem Todeskampf. Damit wertet er die Lebensphasen oder -zustände ungeheuer auf, die im bürgerlichen Alltagsleben schweigend in den Hintergrund gedrängt und vergessen werden, während totalitäre Systeme sie u.U. gar als «unwertes Leben» abschreiben. Die in dieser Hinsicht wahrhaft prophetische Kraft Bernanos' ist am besten mit einigen Zitaten zu belegen; 1941 schreibt er: «[...] die widerwärtige Logik des Profits muß sie [die Welt] in den lachhaften Zustand bringen, in dem wir sie jetzt sehen. Unfähig, ihre gigantischen Warenlager zu leeren, mit Reichtümern vollgestopft, von denen auch nur den geringsten Teil ohne Gewinn abzugeben ihr Geiz sich weigert, Gefangene eines ökonomischen Systems, das die Produktion ins Endlose steigert und, einen nach dem anderen, alle Absatzmöglichkeiten verschließt, zerstört man lieber die Vorräte mit Kanonenschüssen als den Irrtum einzugestehen, als wieder menschlich zu werden.»[10] Soviel zum «normalen» warenproduzierenden System. Daß es, auf Grund der einzigen Verrechnungsgröße Profit, anfällig ist für die Wendung ins Totalitäre, hat Bernanos wieder und wieder betont, im Jahre 1942 etwa so: «[...] wenn man die Möglichkeiten mechanischen Zerstörens in Betracht zieht, die die moderne Industrie den Belieferern der Friedhöfe zur Verfügung stellt, dann erscheint es [...] viel weniger ungewöhnlich [...], wenn täglich hunderttausend Menschen getötet werden als wenn man täglich die gleiche Anzahl von Schuhen herstellt.»[11] Hat sich der Totalitarismus etabliert, wird sein Zerstörungswerk genau denen gelten, für die Bernanos sprechen will; schon 1938 schreibt er: «[...] die totalitäre Rationalisierung, die es leid wird, Arme, Kranke, Gebrechliche unter erheblichen Kosten zu unterhalten, wird damit beginnen, sie nach und nach zu beseitigen, [...] im Namen der Hygiene, der Auswahl der Besten, der Rasse, mit Hilfe einer entsprechenden Gesetzgebung.»[12] 1948, als die demokratische Entwicklung Europas im allgemeinen Bewußtsein als gesichert gilt, hält Bernanos – er schreibt dies einige Monate vor seinem Tod – die totalitäre Entwicklung für unausweichlich; unter der Überschrift «Die Emanzipation mit Hilfe des Krematoriums» schreibt er: «Die Mittel zur Zerstörung werden jeden Tag perfekter, und die moderne Welt macht sich in ihrer erstaunlichen Bewußtlosigkeit immer verletzbarer. Sie will nichts anerkennen als die Technik, und die Technik erkennt nichts anderes an als Effizienz. Da Konzentration der Effizienz dienlich ist, wird die moderne Welt, ob sie will oder nicht, eine konzentrationäre sein.»[13] Bernanos ist ein klarsehender, entschiedener Gegner des Totalitarismus und ein ebenso klarsehender und entschiedener Gegner der bürgerlichen Gesellschaftssystems.

Die Religion des Geldes

Denn die säkulare Religion der bürgerlichen Gesellschaft ist die Religion des Geldes und seiner Derivate Erfolg, Effektivität, Macht. Der Begriff oder besser: der tatsächliche Zustand, der die Regeln dieser Religion zu durchbrechen erlaubt, ist für Bernanos

[6] Georges Bernanos, Essais et écrits de combat. Tome II. Gallimard, Paris 1995, 515.
[7] Ebd., 409.
[8] Ebd., 1312
[9] Claire Daudin, Dieu a-t-il besoin de l'écrivain? Péguy, Bernanos, Mauriac. Ed. du Cerf, Paris 2007, 21.
[10] Georges Bernanos, Essais et écrits de combat. Tome II (vgl. Anm. 6), 286.
[11] Ebd., 463.
[12] Georges Bernanos, Essais et écrits de combat. Tome I, Gallimard, Paris 1971, 724.
[13] Georges Bernanos, Essais et écrits de combat. Tome II (vgl. Anm. 6), 1209.

der der Armut[14] – von dem er übrigens realiter mit einiger Sachkenntnis spricht, denn Geldnot war für ihn an der Tagesordnung. Schon in dem großen Spanien-Essay hatte Bernanos das Evangelium zitiert mit: «Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.»[15] In den Romanen läßt Bernanos Gestalten auftreten, die statt der bürgerlichen Religion des Geldes die eigentliche, die christliche leben – die Titelgestalt des *Tagebuchs eines Landpfarrers* etwa – oder die, als Nebengestalten, im Gespräch ihre Meinung zum Thema Armut sagen. So bezeichnet der väterliche Gesprächspartner des Landpfarrers die Armut, d.h. für ihn: bewußt gelebte Bedürfnislosigkeit, als einzig menschenwürdige Lebensart, da durch sie die Idolatrie des Geldes außer Kraft gesetzt und der radikale Humanismus der Heiligen Schrift verwirklicht werde. Ein atheistischer Landarzt, der übrigens bald darauf Selbstmord begeht, argumentiert ähnlich, jedoch mit Berufung auf den negativen Ist-Zustand: Während Armut nach christlichem Verständnis ein Ehrentitel ist, werden die Armen in der Realität beschämt und gedemütigt; da dies nach zweitausend Jahren Christentum mehr denn je so sei, sei Jesus Christus, der arm daherkam und die Armen zu sich rief, offensichtlich verraten worden.
Vermutlich hat es seinen guten Grund, daß es Roman-Gestalten Bernanos' sind, die mit der spirituellen Wende Ernst gemacht haben oder gar in deren Zeichen angetreten sind, die also die Vision ihres Autors leben. In den Kampfschriften sieht sich der Autor eher gezwungen, den verhängnisvollen Status quo zu benennen und vor dessen Konsequenzen zu warnen. In der Literatur, in der Kunst kann sich emanzipatorisches Potential halt früher und stärker artikulieren als im rationalen Diskurs. Als nach Kriegsende z.B. die dringliche Anfrage nach argumentativ zu entwickelnden Idealen an Bernanos ergeht, muß er diese abschlägig beantworten; halb belustigt erklärt er in einem Brief: «Unzählige Leute schreiben mir und erbitten von mir ein Ideal. Diesen Artikel habe ich nicht vorrätig. Das einzige Ideal, das ich ihnen vorschlagen könnte, wäre das der Ehre, aber [...] die Ehre ist nicht ‹effektiv›.»[16] Über den (Marken-)Artikel Ideal verfügt Bernanos nicht, wohl aber über eine große, systemsprengende Vision, die er kaum zu benennen wagt; etwa zur gleichen Zeit äußert er: «[...] die Welt erwartet von uns trotz alledem – verzeihen Sie, daß ich es zu schreiben wage –, die Welt, verschreckt von [...] der unmittelbaren Drohung einer kapitalistischen oder marxistischen Diktatur der Roboter, erwartet von uns – mein Gott, kann ich das schreiben, mache ich mich damit nicht lächerlich? ... –, die Welt erwartet von uns die universelle Restauration des Geistes durch die größte Revolution aller Zeiten.»[17] Das Zögern in der Aussage zeigt, wie gewagt, möglicherweise vermessen und dem Realzustand der Welt gegenüber inadäquat Bernanos selbst die Vision erscheint; er kann jedoch nicht anders, als sich als Teilhaber und sogar als Sprecher einer Gruppe von Menschen zu verstehen, die in ihrer Lebensgestaltung – und in seinem Fall auch im Schreiben – gegen den Effektivitätskult und die ihm zugrundeliegende säkulare Religion der kapitalistischen Epoche angehen. Wir, die wir sechzig Jahre später leben und für die sich die genannten Fragen mit letzter Dringlichkeit stellen, bleiben da weit hinter ihm zurück.

Brigitte Sändig, Potsdam

[14] Bei den Überlegungen zum Thema Armut danke ich für Anregungen durch einen unveröffentlichten Vortrag von Claire Daudin, «Bernanos altermondialiste», der auf einem Treffen von Bernanos-Spezialisten zum Thema «Bernanos heute» im November 2008 im Institut catholique in Paris gehalten wurde.
[15] Matthäus 6,24; zitiert nach: Georges Bernanos, Les Grands cimetières sous la lune. Plon, Paris 1938, 43.
[16] Georges Bernanos, Essais et écrits de combat. Tome II (vgl. Anm. 6), 1147.
[17] Ebd., 1091.

Die modernen Morgenlandfahrer

Die Hippie-Bewegung als spirituelle Suchbewegung

Im Grunde war der Zug zur Bewußtseinserweiterung oder eben auch zur «Bewußtseinsrevolution» einer der Aufbrüche, die Ende der 1960er, Anfang der 1970er dicht nebeneinanderstanden. In San Franciscos Haight-Ashbury war eine vibrierende Subkultur schon zwischen 1965 und 1969 intensiv damit beschäftigt, die Regeln ihrer Gesellschaft und Kultur neu zu schreiben, wie der Zen-Poet *Gary Snyder* in einer Diskussion mit den Beatniks *Allan Ginsberg* und *Alan Watts* bereits 1967 verlauten ließ: «Das Drama wandelt sich. Die Leute aus der Subkultur sind nicht mehr an realen Dingen interessiert, sondern an Zuständen des Bewußtseins. Das ist die kulturelle Wende, die gerade stattfindet.»
Die spirituelle Fraktion stand der Neuen Linken ebenso kritisch gegenüber wie dem Mainstream des Establishments: Schließlich waren auch die Revoluzzer mit ihrem weltverbesserischen Hyperaktivismus in einem handfesten «Dualismus» von gut (Befreiungsbewegungen der Dritten Welt usf.) und böse (Kapitalisten, Imperialisten etc.) befangen. Die Beatles – habt ihr sie in Rishikesh gesehen?! – haben diesen kritischen Punkt des Revolutionsgehaspels in ihrem Song «Revolver» besungen: «You say you want a revolution / Well you know / We all want to change the world. / You better free your mind instead.» Entsprechendes steht auch in der Bhagavad Gita, die sie und andere damals aus Indien eingeschleppt haben: «Wer seine Feinde besiegt, ist ein Held. Aber nur wer sich selbst bezwingt, ist der Meister.» Der Weg führte also, wenn auch häufig über die entlegensten Weltgegenden Afrikas und Asiens, nach innen.

Die Aussteiger und ihre neue Subkultur

Die neuen Musik- wie Kunstszenen San Franciscos wurden von der Straße getragen, hier war das Zentrum der Aktion. Hippies spielten durchaus nicht den ganzen Tag mit Haar und Blumen. Die Drogen sind natürlich ein Kapitel für sich. Aber auch mit der Auseinandersetzung mit Philosophien und Weisheitstraditionen, die außerhalb des westlichen «Kanons» lagen, war es den Hippies ernst. Es gab da Schnittstellen und Kurzschlüsse (durchaus im elektrischen Sinne des Wortes), in der bestimmte Kulturtechniken Japans, Indiens oder Tibets in die amerikanische Subkultur übergesprungen waren. Die psychedelische Posterkunst annoncierte ihr «Human Be-In» mit einem indischen Fakir, das dritte Auge weit geöffnet. Asiatische Erleuchtungslehren wie der Buddhismus und der Taoismus, insbesondere ihre Arkandisziplinen wie Zen oder die Vedanta-Philosophie des Hindu-Philosophen *Shankara*, spielten für die Legitimation der kreativen Müßiggänge eine entscheidende Rolle. Die Aussteiger aus der Normalität scheinen die Wirklichkeit als eine Art Rohstoff angesehen zu haben, die in neuen Formationen wieder zusammengesetzt werden konnte. Nicht unwichtig dabei: Haight Asbury war Standort einer Zen-Mission, die von *Shunryu Suzuki Roshi* (dem «kleinen» Suzuki) geleitet wurde. So war da von Anfang an eine sehr starke Zen-Ingredienz in der Szene. 1966 wurde im berühmten Avalon Ballroom ein Benefizkonzert abgehalten, um das erste Zenkloster in den amerikanischen Bergen gründen zu können. Die Creme der lokalen Musikszene, Jefferson Airplane oder die Grateful Deads waren vertreten, die selbst ihren Namen von einem alten buddhistischen Lehrtext übernommen hatten, der die Erleuchtung als «Grateful Dead» beschrieb.
Die psychedelischen Shops boten eine höchst ekklektizistische Auswahl esoterischer Bücher an über die Indianer Nordamerikas, das Tibetanische Totenbuch oder den Sohar, das Grundbuch der jüdischen Kabbalistik. Die Tao-Bücher von Alan Watts standen hier einträchtig neben Professor *Teitaro Suzukis* (des «Großen»

Suzukis) Ausführungen über Zen oder *Castanedas* «Don Juan»-Zyklus. Andere Publikationen übersetzten die Grundwerke wie *Laotzes* Taoteking in den hippen Argot der Sechziger, sie wurden damit zu orakelhaften, psychedelischen Gebeten. Auch das tibetanische Totenbuch wurde zu einer Art Reiseführer einer Pilgerschaft zum wahren Selbst hypostasiert. Der christliche Dualismus zwischen Körper und Geist, der für die abendländische Geistesgeschichte so wegweisend gewesen war, sollte durch eine mehr psychologisch-holistische Betrachtungsweise überwunden werden, wie sie im Esalen Institut, an der Küste von Big Sur, Kalifornien, gepflegt wurde und wird. Die Hippies träumten davon, die Welt, in der Schöpfer und Geschöpfe auseinanderfallen, Subjekt und Objekt gespalten waren, mit dem Licht aus dem Orient und seinen Alleinheitslehren zu heilen.
Ob auf der Suche nach dem inneren Schamanen oder dem äußeren Guru: die Hippies hatten den Eindruck, ihre jüdisch-christlich-abendländische Religionskultur sei mit ihrem Offenbarungs- und Glaubensdogmatismus – spirituell gesehen – in den Kinderschuhen steckengeblieben. Die wahre Religion aber meinten sie im Hinduismus oder Buddhismus, ja – wie der Hippie-Poppoet *Cat Stevens*, der sich später Yussuf nannte – sogar im Islam zu finden. Nur einige Gruppen fanden durch ihre spirituellen Aufbrüche wieder zur jüdisch-christlichen Tradition zurück; allerdings wurde das überkommene Gedankengut nun eher romantisch-mystisch ausgelegt – und zudem mit östlichem Ideengut gemischt. Hieraus erwuchs zum Beispiel ein gewisses Interesse an der jüdischen Geheimlehre, der Kabbala, während die «Jesus Freaks» eher Begeisterung für die Person Jesu Christi zeigten als für die christliche Überlieferung.
Messianische Hoffnungen knüpften sich an etwas anderes. Und es war das LSD, das für die «Psychonauten» (nach dem LSD-Erfinder Hoffmann) zum «Brot der Wandlung» wurde. Der Harvard-Dozent Dr. *Timothy Leary*, High Priest und Zeremonienmeister der Psychedelischen Revolution, beschrieb in seinen technischen und zugleich missionarischen Arbeiten seine Vision, die ganze Erde und ihre Menschen *mit LSD zu heilen*.

Rauschgift – die spirituelle Wunderwaffe

LSD hatte tatsächlich die zentrale katalytische Rolle in Learys Spiel. Geradezu wörtliche Parallelen zog Leary zwischen LSD-Erfahrung und religiösen Erleuchtungserfahrungen: «Es war an einem sonnigen Nachmittag vor vielen Jahren im Garten einer Villa in Cuernavaca. Ohne Frage die tiefste religiöse Erfahrung meines Lebens. Ich war aus einem langen, ontologischen Schlaf erwacht. Und entdeckte im menschlichen Gehirn eine Unendlichkeit von Potentialitäten.» Mit seinem drogen-induzierten persönlichen «Sesam-öffne-dich-Erlebnis» schien er den Schlüssel zum Welträtsel in Händen zu halten, einen Schlüssel, den Leary nun jedem in die Hand drücken wollte. So schrieb er in der Psychedelic Review vom August 1963 sendungsbewußt: «Drogen sind die Religion des einundzwanzigsten Jahrhunderts. LSD ist das Yoga des Westens. Heute ohne bewußtseinserweiternde Drogen nach religiösem Leben zu streben ist, als wollte man Astronomie mit dem bloßen Auge treiben. Drogen sind die Religion des Volkes. Der Tag wird kommen, an dem sakramentale Biochemikalien wie LSD so routiniert und zahm verwendet werden wie Orgelmusik und Weihrauch.»
Zu seinen LSD-Sitzungen lud er auch Religionsphilosophen und Theologen ein, einmal wurde das LSD aus einem Kelch gereicht. Leary glaubte fest an die initiatische Kraft der psychoaktiven Drogen, die LSD-Sessions wollte er als kultisches Geschehen verstanden wissen. LSD-Trips sind für ihn biochemische und zugleich sakramentale Rituale, die er mit hunderten von Probanden teilt. Die meisten von ihnen machen auf LSD tatsächlich Erfahrungen, die sie selbst hinterher als «religiös» bezeichnen und in denen Leary ebenfalls Analogien zu den religiösen Erweckungserlebnissen der Mystiker und Religionsstifter entdecken will.
Das Establishment bekämpfte Learys ketzerische «Politik der Ekstase», mit der eine Erosion dessen einherging, was als «normal» galt. Man verurteilte den Harvard-Dozenten wegen Rauschgifthandels, eigentlich aber wegen «Verführung der Jugend» zu zehn Jahren Gefängnis. Der Zellennachbar Learys ist *Charles Manson*.
Gegenstimmen kamen aber nicht nur aus dem sinkenden Schiff namens «Abendland»; ausgerechnet aus der Himmelsrichtung, aus der das Licht der Erleuchtung einfallen sollte, aus Indien, erhob sich Kritik: *Ravi Shankar*, der bengalische Großmeister der Sitar, war bereits im Jahr 1967 auf dem Montgomery Music Festival aufgetreten, 1969 stand er mit *George Harrison* von den Beatles in Woodstock auf der Bühne. Aber dieses grandiose Spektakel war dann auch sein letzter Auftritt dieser Art, immer stärker mißbilligte er den offenen Drogenkonsum der Hippies und ihre offenherzige, unverhohlene Kamasutra-Party-Einstellung gegenüber seiner Heimat: «Ich war extrem unglücklich über die Oberflächlichkeit all dessen. Insbesondere die Mißinformation, die Leary und andere verbreiteten, daß in Indien jedermann Drogen nimmt. Es war ein Mischmasch aus Kama Sutra, Tantra, Yoga, Hasch und LSD. Die wahre spirituelle Qualität unserer Musik und Kultur ging dabei fast völlig verloren.»
Ähnlich groß wie bei dem Acid-Head Leary war das Vertrauen auf die spirituelle Wunderwaffe Rauschgift auch in Carlos Castanedas «Don Juan»-Zyklus, der ebenfalls zu den literarischen Wegbereitern der Bewegung gehörte und dessen Einfluß noch weit ins «New Age» hineinreicht. Castaneda, ein abtrünniger Ethnologe, hat mit seinen Büchern zweifellos eine Lücke im spirituellen Hunger des Westens geschlossen, über 10 Millionen Exemplare wurden weltweit verkauft (und sie verkaufen sich noch immer gut). Der Leser von Castanedas «Don Juan»-Büchern baute automatisch eine innige Empathie zum dummen und unreifen *Zauberlehrling* auf, wie Castaneda sich selbst darstellte, mit ihm konnte er in seinem spirituellen Bildungsroman heranreifen: «Würdest du mich über Peyote unterrichten, Don Juan? – Warum willst du dich damit befassen? – Ich würde wirklich gerne Bescheid wissen. Ist nicht Wissenwollen allein ein guter Grund? – Nein! Du mußt in deinem Herzen suchen und herausfinden, warum ein junger Mann wie du sich so einer Aufgabe unterziehen will.» Der Ich-Erzähler bekniet seinen Mentor, bis er ihm die Pflanze verabreicht und Mescalito, der Geist der Droge, erscheint: «Am Fuß eines Felsens sah ich einen Mann auf dem Boden sitzen. Seine Haut war grün, von unzähligen Warzen übersäht. Bis auf seine spitze Form war sein Kopf genau wie die Oberfläche einer Peyote-Pflanze. Ich stand vor ihm und starrte ihn an; ich konnte meine Augen nicht von ihm wenden. Mescalitos Augen sahen mich an. Sie waren so nahe, daß ich sie sanft rollen hörte. Ich hörte ihn mit mir reden. Ich kniete vor ihm, sprach über mein Leben und weinte.» Ein mexikanischer Yaki-Indianer, der sein Wissen einem Studenten der Anthropologie offenbart; ein junger Forscher, der zum Zauberer wird: Der Plot war gut gewählt für eine Leserschaft, die das Leben der amerikanischen Ureinwohner idealisierte, und die am liebsten selbst in «Tribes» gelebt hätte. Gary Snyder, eine der zentralen Figuren der Beatbewegung und einer der wenigen, die aus ihrem Geniekult eines Instant-Zen ernst machte und tatsächlich in die harte Schule japanischer Zenklöster ging, stellt eine kühne Verbindung her zwischen fahrenden Stämmen und Völkern diesseits und jenseits des Atlantiks: «Wir verwenden die Bezeichnung Sippe, weil das Wort eine neue Lebensart, eine neue Art der Gesellschaft und Kultur andeutet, die heute in den modernen Industrieländern auftaucht. In Amerika ruft das Wort Assoziationen mit den Indianern hervor. Die Indianer, die wir, die junge Generation, so sehr lieben. Was wir mit unserer Kultur meinen, die eine Subkultur genannt werden muß, steht in der Tat vielleicht dem am nächsten, was die Indianer gelebt haben und was in Europa von den Zigeunern gelebt wird. Das Leben einer Sippschaft ohne Land und Nation, gegründet auf echter persönlicher Beziehung. Abkömmlinge der großen Subkulturen, die immer im Untergrund zu leben scheinen. Ihr Erkennungszeichen untereinander ist ein gewisser leuchtender und sanfter Blick, eine gewisse Ruhe und Herzlichkeit, Frische und Gelöstheit im Benehmen.»

Die Mother-Earth-Bewegung

Die Hippies lehnen sich schon in ihrem äußeren Erscheinungsbild an die amerikanischen Ureinwohner an, die sie für ihren ehrfurchtsvollen Umgang mit der Natur verehren. Es ist durchaus ein zivilisationskritischer, rousseauscher Zug «zurück zur Natur» dabei. Die kapitalistische Nachbarschaft von Kommerz und Spektakel, so sind die Aussteiger überzeugt, korrumpiert die reine Vision vom freien Menschen in einer besseren Welt. In der Zeitschrift Haight-Ashbury ist Ende 1967 zu lesen: «Was wollt ihr noch hier? Habt ihr denn nichts begriffen? Habt ihr vergessen, daß San Francisco nur der Startpunkt für ein besseres Leben sein sollte? Verlaßt die Stadt! Geht ans Meer! Bildet Stämme und Gemeinschaften in der Natur! Kultiviert die Erde!»
Viele folgen dem Ruf. Die spirituelle Boheme siedelt aufs Land über, um dort rurale Gemeinschaften zu gründen, tiefenökologisch, kommunitär, egalitär, libertär. Fern der Städte und doch mit ihnen verbunden, sollte experimentierend eine neue Welt entstehen. Während eine LSD-erprobte radikale Minderheit der Counter-Culture in der technologischen Utopie und virtueller Entgrenzung ihr Seelenheil sucht (die meisten der frühen Computer-Designer in Silicon Valley entstammen dieser Szene), will die Mother-Earth-Bewegung, daß die Bewußtseinserweiterung aus einer radikalen Hinwendung zur Natur erwachsen soll. Ein Gründungs-Mitglied der «großen Farmrevolution» von Twin Oaks in Virginia drückt seine Überzeugung aus, daß es nunmehr geradezu «unmoralisch» sei, *keine* Gemeinschaft zu gründen. Zu den berühmtesten Communities zählten die «Morningstar Ranch» in Kalifornien und «Drop City» in Colorado. Die Morningstar-Kommune, die der Musiker *Lew Gottlieb* gründete, basierte auf dem Hippie-Prinzip, daß niemand etwas tun müsse, was er nicht tun wolle. Auf der Hog-Farm des «Nicht-Führers» und Oberclowns *Hugh Romney* tummeln sich 60 kindliche Leute, die die Welt in einen Zirkus zu verwandeln suchen. Auch der LSD-Papst Timothy Leary übersiedelt mit seiner «Gesellschaft für spirituelle Entdeckungen» in den Wald: «Wir glauben, daß das die unausweichliche Konsequenz aus unserem LSD-Yoga ist. Sie finden zu Ihren Sinnen zurück. Sie entdecken Ihren Körper wieder und stellen fest, daß Sie seit zwei Milliarden Jahren Ihr genetischer code dazu bestimmt hat, naturverbunden zu leben, und daß das Leben in den Städten eine statische, roboterhafte Existenz zur Folge hat. Sobald Sie die Stadt hinter sich lassen, entgehen Sie den Zwängen des Ameisenhügels ‹Gesellschaft›. Die Übereinstimmung mit der Idee des Zurück-zur-Natur ist die Idee des Aussteigers. Was Sie ‹zivilisiert› nennen, nenne ich ‹pathologisch›. Und was Sie mit ‹primitiv› meinen, heißt bei mir ‹spirituell›. Wenn Leute kommen, die auf unsere Weise leben wollen, sind sie willkommen, mit uns die Strahlen der Sonne zu teilen.»

Der Hesse-Boom

Es ist ein deutscher Autor, der die Hippie-Bewegung mehr als alle anderen prägt: *Hermann Hesse*. Während er bei der deutschen APO als unpolitischer, neoromantischer Schwärmer zur Unperson wurde (mit einer illustren Ausnahme: Ulrike Meinhof!), ereignete sich in den USA geradezu ein Hesse-Boom. Eine ideologisch weniger vorbelastete, postmoderne amerikanische Jugend reagierte positiv, ja begeistert auf Hesses neoromantisches Gedankengut, devote Anhänger, die ihre zerlesenen Ausgaben eifersüchtig hüten. Einer schreibt später, Hesses Romane seinen wie Schallplatten, nach deren Spurrillen die Nadel seines Inneren laufe. D.h.: die Zeichen einer Heiligsprechung Hesses mehren sich. Auch im Absatz der Neuauflagen spiegelt sich das außerordentliche Interesse der Counter Culture am Werk Hesses: *Der Steppenwolf* wurde zwischen 1969 und 1976 über 1,5 Millionen Mal verkauft, *Siddharta* fast ebensooft. Nicht nur in jeder Buchhandlung waren die Bücher zu haben, auch jeder Kiosk und jede Tankstelle hatte sie im Angebot. Die große Nachfrage nach gerade diesen beiden Romanen Hesses ging nicht zuletzt auf Timothy Leary zurück, der seine Jünger ermutigte, vor jeder LSD-Sitzung Hesse zu lesen: «Vor deiner LSD-Sitzung solltest du Siddharta und Steppenwolf lesen. Der letzte Teil des Steppenwolfs ist ein unschätzbares Lehrbuch. Es scheint klar, daß Hesse im magischen Theater ein psychedelisches Erlebnis beschreibt. Hesse ist der Meisterführer zum psychedelischen Erlebnis.» Der renommierte Harvard-Dozent erklärte «Bum Bum Hesse» zum Guru und seine Dichtung zum geradezu unentbehrlichen Wegweiser auf dem Weg nach innen. Ganz gegen Hesses eigene Intention wurden seine Werke zu heiligen Schriften der psychedelischen Revolution umgedeutet. Leary ließ seine Adepten, verbunden mit einer Light Show, in einem *Happening* Szenen aus dem magischen Theater nachspielen. Seine Lebensgemeinschaft aus LSD-Gläubigen «Castalia» nannte Leary nach der Brüderschaft aus Hesses Glasperlenspiel, der Pflichtlektüre jener Sommer, in der das I Ging (Grundwerk der altchinesischen Astrologie) eine große Rolle spielt. Später, in den Achtzigern, wird er die Bewußtseins-Elite aus dem Glasperlenspiel als erste Hacker-Gemeinde deuten.
Noch ein drittes Hesse-Buch erschien Leary als besonders visionär, ja geradezu prophetisch: «A Journey to the East» bzw. «Die Morgenlandfahrt» ist eine phantastische Erzählung Hesses aus dem Jahre 1932, die aber ganz auf der Wellenlänge der Hippie-Sinnsucher diesseits und jenseits des Atlantik lag. Das Buch spielt in einer Zeit, in der es «eine außerordentliche Bereitschaft für das Überwirkliche gegeben» habe, und in einem Land, das «voll von Heilanden, Propheten und Jüngerschaften» gewesen sei. Beschrieben wird darin die Geschichte eines Geheimbundes, dessen Mitglieder von überall her gleichzeitig gen Osten ziehen. Mit nahezu nichts in den Taschen machen sich die Pilger auf den Weg, und auch von Uhren, Autos oder Eisenbahnen machen sie kaum Gebrauch. Unterwegs – «On the Road» – der Weg ist das Ziel – durchstreifen sie wahlweise die Schweiz, Italien und den Orient, nächtigen im zehnten Jahrhundert oder wohnen bei Patriarchen und Feen. Während manche sich auf die Suche nach dem Schatz des «Tao» oder der Schlange «Kundalini» machen, ist es der innigste Wunsch des Helden H. H., die «Prinzessin Fatme» zu sehen und womöglich ihre Liebe zu gewinnen. Verwoben wird das Ganze mit dem uralten literarischen Motiv der Orientreise, der Heimkehr zu den Wurzeln, der «Heimat der Seele», eine Pilgerfahrt, auf der die Protagonisten in aller Regel Läuterung erfahren. Bei ihren Vorstößen in ein «Reich der Seele» werden, wie es heißt, «Grenzen durchbrochen und Vorstöße in das Reich einer kommenden Psychokratie» getan.
Und genau auf diesen Trip kommen die Hippies auch, auf einer Route, die später der «Hippie-Trail» genannt wird, und auf der die modernen Morgenlandfahrer frei nach einem Motto ihres Idols *Bob Dylan* unterwegs waren: «How does it feel? To be on your own / With no direction home / A complete unknown / Like a rolling stone.» Dylan war in seiner Jugend Beatnik gewesen. Und auch das «Vagabundieren», wie es die Hippies übten, hatte seinen Vorläufer in der Beat-Bewegung, die es in ihren Büchern wiederum von den Zenmeistern des Mittelalters herleiten wollen. *Jack Kerouacs* Buch «The Dharma Bums» aus dem Jahre 1958, zehn Jahre später mit «Gammler, Zen und Hohe Berge» zweifelhaft ins Deutsche übersetzt. Die Hauptfigur ist ein Dharma-Gammler,

GRÜNHELME e.V. sucht

für einen mindestens dreimonatigen Einsatz in verschiedenen Ländern (Uganda, Kongo, Palästina, Afghanistan usw.)

Baufachleute, Bauingenieure, Zimmerleute und Mediziner

Die Tätigkeit bei den Grünhelmen ist ehrenamtlich, die materiellen Lebensbedingungen vor Ort sind sichergestellt.

Weitere Informationen und Anmeldung:
GRÜNHELME e.V., c/o Rupert und Christel Neudeck, Kupferstr. 7, D-53842 Troisdorf. Tel. 0049 (0)2241 46020, www.gruenhelme.de

der zu Beginn des Romans auf einen rollenden Zug aufspringt, sich mit seinem Schlafsack irgendwo hin kauert und träumt, daß sein Vater hinter dem fahrenden Zug herläuft, ohne ihn einholen zu können, der mit verschränkten Beinen am Strand sitzt und über sich selbst nachdenkt, bis in ihm das Gefühl hochsteigt, als würde ein Kulissenschieber den ganzen Horizont verschieben. «Ich war sehr fromm in jenen Tagen und ich glaubte, daß ich ein Pilger aus alter Zeit wäre, der in modernen Gewändern die Welt durchwanderte.» Durch den ganzen Westen und die Berge des Ostens trampend, entwickelt der Erzähler eine Vision: «Seht mal, das Ganze ist nämlich eine Welt voll von Rucksackwanderern, Dharma Gammlern, die sich weigern, zu unterschreiben, was die Konsumgesellschaft fordert: daß man Produziertes verbrauchen soll und daher arbeiten muß, um überhaupt konsumieren zu dürfen, alle gefangen in einem System aus Arbeit, Produktion, Verbrauch, Arbeit Produktion Verbrauch, ich habe eine Vision von einer großen Rucksackrevolution. Große Horden wilder heiliger Männer, die zum Trinken und Reden und Beten zusammenkommen. Denkt an die Wellen des Heils, die aus solchen Nächten fließen.»

«Heimweh nach der Zukunft»

Hippies wie Beatniks verstanden ihr Gammlertum also als eine Art «Mußegesellschaft», die Laotses «Nicht-tun» zum Lifestyle-Programm erklärte. Zeit sollte kein Feind mehr sein, wie es in der fordistisch durchsäuerten Leistungs- und Akkordgesellschaft unvermeidlich war. Mit der Entdeckung der Langsamkeit wollte man lieber nicht länger Geschichte machen, sondern sich auf den Lauf der Dinge eingrouven (bei den Romantikern hätte es geheißen: «einschwingen»). Bei seiner Ankunft irgendwo zwischen New York und New Mexico gerät Kerouacs Alter Ego über eine Dose Bohnen in Verzückung und genießt ekstatisch eine der schönsten Nächte seines Lebens: «Ich watete ins Wasser, benetzte mich ein wenig und stand da und sah hinauf zum prachtvoll erglänzenden Nachthimmel, Avalokitesvaras Universum. Glücklich! Nichts auf dem Leib als die Badehose, barfuß, die Haare wild durcheinander, in der feurig roten Dunkelheit, singen, einen ordentlichen Schluck Wein zu sich nehmen, spucken, springen, laufen – so muß man leben.»
Die Hippies halten sich strikt an die Anweisungen des Beatniks, wie man leben müsse. Bestenfalls vertauschen sie den Jazz («dann plötzlich war alles wie Jazz ...») gegen Rock, den Wein gegen Gras und lassen auch die Badehose noch weg. Diese dionysischen Gesänge erinnern stark an einen anderen Lebenskünstler, dem die Hippies ebenfalls huldigten: *Alexis Sorbas*. Zwar hatte nicht jeder das Buch von *Nikos Kazantzakis* gelesen, das er übrigens unter dem Eindruck einer Japan-Reise geschrieben hatte; aber alle kannten die Verfilmung von Cacoyannis aus dem Jahre 1964 mit *Anthony Quinn* in der Hauptrolle. Quinn ist als Prototyp des Griechen überhaupt ins kollektive Unbewußte der Völker eingegangen: den Ausländern gab er die Griechen, die sie gerne hätten, und den Griechen gab er den Griechen, der sie gerne wären. Er, ein total Ungebundener, ein sechzigjähriger Mazedonier mit türkischem Namen, der in seinem Tanz Schwerkraft und Schwermut aufhebt, der leckere Suppen kocht und sich grämt, wenn eine hübsche Frau in der Nacht allein bleiben muß; Sorbas, der Eingeborene, der *Edle Wilde*, welcher unglaubliche Dinge sagt und verrückte Dinge tut, war Kult. Durch seinen *Tsifteteli* auf die Musik von *Mikis Theodorakis* hat Quinn die Hippies aller Länder angestachelt, Griechenland als Rucksacktouristen zu überziehen. Mit Ledersandalen und Hirtentaschen machten sie sich auf die Suche nach dem authentischen Leben, in ihren nudistischen Tendenzen brachten sie – zur Zeit der Obristendiktatur – die bukolische Idylle nach Griechenland zurück. Unter dem Pflaster ist der Strand, hieß es in der berühmtesten Parole des Pariser Mai 1968. In den Wintermonaten gruben sie in Amsterdam Steine aus der Straße, um Polizisten damit zu bewerfen. Im Sommer legten sie sich als lazy sunbathers an den Strand. Ihre ganze Energie drängte ins «Hier-und-Jetzt», um sich dann mittels Drogen wieder aus der Profanität des Realen herauszukatapultieren. Man führte Zen-Buddhistische oder Taoistische Weisheit von der Gegenwart als der einzigen wirklichen Zeit im Munde, übersprang sie aber in Richtung Nordafrika oder Fernost, auch und vor allem für die Hippies war das wahre Leben anderswo. «Träumerische Rebellen», von denen *Jean Paul Sartre* sagte, sie hätten «Heimweh nach der Zukunft».
Der Hippietrail führte nach Süden und nach Osten, manche kamen bis Ibiza oder Marokko (wiederum über die Literatur von Paul Bowles vermittelt), andere führte der Weg auf der ehemaligen Seidenstraße, auch bekannt als der *Autoput* der Gastarbeiter, durch Österreich, den Balkan und eben Griechenland in die Türkei, nach Afghanistan, Pakistan und Indien. Dabei machten viele Zwischenstation auf den griechischen Inseln: Hippies lassen sich durchaus als «Pilger» begreifen, zugleich sind sie Pioniere des Tourismus.

«Welcome to Matala»

In der Plaka von Athen trafen sie auf abgezehrte langhaarige Typen, die gerade aus Nepal, Indien oder Afghanistan zurückgekommen waren. Eine Blutspende, um sich die Überfahrt von Piräus leisten zu können. Auch wenn das nur Zwischenstationen waren auf dem Weg nach Osten – Orte wie Matala auf Kreta haben ihren eigenen Mythos geschaffen. Das Fischerdorf, das heute natürlich zubetoniert ist, ist vor allem für seine Höhlen am Meer berühmt, frühere Gräber oder Verstecke für Schmuggler und Wehrmachtswaffen, ehe die Hippies sie als Behausung entdeckten. Fragt man Alt-Hippie *Skotty*, der noch immer durch Matala geistert, müssen das rauschhafte, hinreißende Tage gewesen sein. Sogar Hippie-Prominenz wie *Cat Stevens*, *Leonard Cohen* oder *Janis Joplin* sollen hier gesehen worden sein, *Joni Mitchell* berichtet in ihrem Song: «Carey» selbst von ihrem Aufenthalt in Matala. Hier gab es keinen Strom und keine befestigten Straßen. Die Einheimischen arbeiteten als Ziegenhirten, Fischer oder Imker. Olivenernte, Schafschur, und die Hippies mittendrin. Wilde, dionysische Strand-Partys in den Nächten. Im Vollrausch meinte man die Gestalten des griechischen Mythos vorbeilaufen zu sehen. Man saß ums Lagerfeuer, hörte und spielte Gitarre, Bouzouki und Sitar, drei Kreise von Hippies drum herum, Gemeinschaftsgefühle grassierten, die möglicherweise in einer der Höhlen endeten. Morgens unschuldige Morgendämmerungen über dem Meer. Der Blick von den Höhlen weiter oben hatte etwas vom siebten Schöpfungstag: nur Steine, Feuer, Wasser, Licht. Hier, mit dem Idamassiv im Rücken, konnte man sich meditierend dem Gefühl hingeben, in Richtung Afrika zu blicken. Hier schien noch alles einem archaischen, mythischen Anfang nah zu sein – der perfekte Ort für eine Rückkehr ins Paradies.
Die Menschen waren nackt, die Höhlen nicht. Die Wände waren von innen psychedelisch bunt bemalt, die Böden mit Teppichen und Bastmatten ausgelegt, die die frühen Traveller aus der Türkei oder Afghanistan mitgebracht hatten. Seidentücher hingen vor den Höhleneingängen. Es herrschte eine bestimmte Hackordnung: Diejenigen, die dauerhaft hier waren und auch überwinterten, die «wahren» Hippies also, bewohnten die schönsten Höhlen direkt über dem Meer. Die später Dazugekommenen, die bloß in den Semesterferien Hippie spielten, hatten zunächst mit den schwer zugänglichen Etagen weiter oben Vorlieb zu nehmen und sich dann weiter herunterzudienen. Viele von den langhaarigen, apostelhaften Gestalten in Lendenschurz oder orangefarbenen Roben saßen gemeinsam in den Höhlen in Meditationshaltung, mit Romilar vollgedröhnt, Mantren rezitierend. Ein surreales Pandämonium aus Möchtegernrevoluzzern, komischen Heiligen und Schnorrern. Konsumweltflüchtlinge, Aussteiger, die man mit den «Eremiten» vergleichen könnte, wie sie der Süden des Heiligen Berges Athos kennt, Eremiten nur eben mit umgekehrten Vorzeichen, Sonneanbeter, die einen Kult mit ihren gebräunten Körpern betrieben, konzentriert auf das eine, was Not tat, und das war Sex.
Es gab auch griechische Hippies hier, die von der Olivenernte ausgerissen waren und deren Eltern dann weinend vor den

Höhlen auftauchten, um sie anhand von Photos zu identifizieren. Die Griechen im Ort sahen das Treiben mit einer Mischung aus Staunen, Amüsement und Mitleid an. Für die Hippies und die Katzen fiel immer etwas ab. Eine Reminiszenz in Menschengestalt ist *Georgios Germanakis*, der Fischer. Heute, da er nicht mehr jeden Tag auf Fischfang aus ist, kann man ihn in den Kafenions sitzen sehen, noch immer eine rote Blume im Haar. Die Flower-Power-Bewegung war so etwas wie seine «Universität», sagt er. Manchen Fischfang hat er an die Hippie-Gemeinde von Matala sozialisiert. Sogar eine Affäre mit der Sängerin Joni Mitchell wird ihm nachgesagt. Jedenfalls hatte er damals enthusiastisch an die Wände geschrieben: Welcome to Matala! Life is today, tomorrow never comes!

Dann kam er doch, der Morgen danach. Tausende waren hier, Spuren haben sie kaum hinterlassen. Aus Matalas «sündiger Meile» bildete sich eine Tradition des Nacktbadens, die sich bis heute gehalten hat. Die Felshöhlen heute, mit Spitzhacken, Meißeln und Spachteln bearbeitet, weißgewaschen von Schergen der Obristen Anfang der 1970er Jahre. Die Putzkolonne evakuierte die Höhlenbewohner und räucherte ihre Behausungen buchstäblich aus. Ein Zaun wurde gezogen. Den Rest besorgte die Sonne und die salzige Seeluft.

Abgründe zwischen Schein und Sein

Von hier zogen die Hippies weiter nach Istanbul. Im Viertel Sultan Achmed liegt auch der Puddingshop, diese legendäre Hippie-Anlaufstelle, der Parkplatz davor wurde zum Hauptbahnhof am Bosporus, ein VW-Bus parkte hier neben dem anderen, im Hintergrund die große Blaue Moschee. Am schwarzen Brett hinterließen die Reisenden zahllose Zettel mit Botschaften für diejenigen, die ihnen nach Afghanistan oder Indien folgen wollten. Auch Kabul wurde als Durchgangsstation bekannt und das sanfte Kathmandu als Endziel der Hippieträume verklärt. Es war wirklich ein Massenexodus. 70000 Hippies wurden allein in Kabul gezählt. Kabul, für die Morgenlandfahrer ein sagenumwobener Ort wie aus Tausend-und-einer Nacht. Oder ein gesichtsloses Riesenkaff, beißender Rauch von hunderttausend Feuerstellen. In der Chickenstreet konnten sie mit den von ihnen verehrten afghanischen Musikern jammen. Und Drogen waren spottbillig. Auf dem Friedhof von Kabul kann man Spuren ihrer Sehn-Sucht finden. Anfang der 1970er Jahre wollte der deutsche Filmemacher *Johannes Schaaf* einen Film über die spirituelle Weltflucht der Jugendlichen machen. Sein Besuch in Kabul desillusionierte ihn völlig, er traf auf junge Frauen, die sich zur Generation of Love zählten, die aber einfach nur den Eindruck einer Lost Generation machten.

Hippies empfanden und beklagten die gesellschaftliche Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit, nicht bemerkend, daß sich bei ihnen zwischen Schein und Sein möglicherweise noch größere Abgründe auftaten. Sieht man die Kreuze der jungen Männer und Frauen mit deutschem Namen, scheint die Suche nach dem Flash der Erleuchtung immer mehr der Sucht nach dem Drogenflash gewichen zu sein. Die «substanzielle» Intensivierung des Lebens, das radikalisierte Ausleben des Augenblicks nahm immer stärker selbstzerstörerische Züge an.

Manche schlagen sich bis nach Indien durch. Wohnen in Benares Totenverbrennungen bei, machen in Gokarna Yoga am Strand. In Goa, einst portugiesische Kolonie, kann man noch heute auf die Hippiemärkte gehen, noch heute begegnet man dort Leuten, die auf ihrem Easy-Rider-Trip hängengeblieben sind oder, im Gegenteil, die mit ihrer europäischen Identität gleich ihre irdische Gestalt abgelegt und das Gewand der Saniassin angelegt haben. Eine Gegenkultur von europäischen Yogies und Sadhus setzte sich in Goa, Kabul und Kathmandu bis hin in die Zenbuddhistischen Klöster Kyotos fest. Heute ist ihre Verwandlung vollkommen: Die kahlen Schädel der Zen-Mönche machen alle Menschen gleich. In Indien treten sie mit Trettlocks in Erscheinung, ausgemergelt wie Wüstenheilige, an ihren phallischen Chillums schmauchend. Die Augen blutunterlaufen, lächeln sie irgendwie wissend – *Role Models* einer alternativen Kultur, wie sie heute etwa die Rainbow People reinszenieren, die letzten Mohikaner der modernen Morgenlandfahrt. *Manuel Gogos, Bonn*

Hinweis: John Bassett McCleary, The Hippie Dictionary. A Cultural Encyclopedia (and Phraseicon) of the 1960s and 1970s. Ten Speed Press, Berkeley/CA, zweite erweiterte Auflage 2004; Michael G. Symolka, Hippie-Lexikon. Berlin 1999.

Klagelied über zwölf Männer und eine Frau

Zu Youssouf Amine Elalamys Roman «Gestrandet»

Obwohl Youssouf Amine Elalamys Buch «Gestrandet» den Untertitel Roman trägt, entzieht es sich den gängigen literarischen Gattungskriterien.[1] Die 31 kürzeren oder längeren Texte tragen keine Titel, sondern sind mit einer durchgehenden Zählung versehen. Das Geschehen, das den Plot des Buches ausmacht, wird zum ersten Mal im fünften Kapitel erwähnt. Dort wird berichtet, daß am Strande des marokkanischen Dorfes Bnidar Leichen angespült worden seien. Dieser knappe Hinweis wird kurz danach präzisiert, indem festgehalten wird, der spanische Photograph Alvaro sei der erste gewesen, der die Leichen entdeckt habe. «Zuerst einen Mann, dann den nächsten, und dann noch einen, die Füße von Algen umschlungen, und ein bisschen weiter vorne, da vor ihm, eine lange, schwarze mit Sand bedeckte Haarpracht. ‹Wie verbranntes Brot!› Da lag der in sich zusammen gekrümmte Körper einer seltsam schönen Frau, den rechten Arm im Sand vergraben, wie ein gebrochener Flügel.» Den Fragen, wer die Toten sind und warum sie ertrunken sind, gilt Youssouf Amine Elalamys Aufmerksamkeit in den weiteren Kapiteln seines Buches.

Der Verfasser verzichtet dabei auf direkte Beschreibungen. Er entfaltet keine kontinuierliche Erzählung. Selbst den genauen Zeitpunkt des Geschehens verwischt er, obwohl er Tag, Wochentag und Monat, nicht aber das Jahr angibt: Am 22. April, einem Sonntag, besteigen zwölf Männer und eine Frau ein Boot, um von der marokkanischen Küste aus nach Europa überzusetzen.[2] Die kurze Überfahrt von rund zwanzig Kilometern wird für die Passagiere zum Schicksal, denn das kleine Boot kentert in der Nacht. Keiner der Insassen kann sich retten. Drei Tage später werden ihre Leichen am Strand von Bnidar gefunden. Youssouf Amine

[1] Youssouf Amine Elalamy, Gestrandet. Roman. Aus dem Französischen von Barbara Gantner. Verlag Donata Kinzelbach, Mainz 2008, 145 Seiten. – Youssouf Amine Elalamy wurde am 20. November 1961 in Larache (Marokko) geboren. Nach seinen Studien in New York, kehrte er nach Rabat zurück und lehrt jetzt an der Universität Ibn-Tofail in Kénitra. Neben «Gestrandet» (französisch: «Les clandestins» [2000]) veröffentlichte er «Un marocain à New York» (1998), «Paris, mon bled» (2002) und Miniatures (2004).

[2] Youssouf Amine Elalamy erinnert mit seinem Buch nicht nur an die nicht mehr zu zählenden Menschen, die bei dem Versuch, als Migranten das Mittelmeer zu überqueren, ertrunken sind, sondern auch an das Schicksal jener, die nach geglückter Überfahrt in den Flüchtlingslagern auf die Abschiebung warten oder in Europa illegal leben. Vgl. dazu: Steffen Angenendt, Irreguläre Migration als internationales Problem. SWP-Studie Nr. 33, Berlin 2007; Ruth Weinzierl, Urszula Lisson, Border Management and Human Rights. A Study of EU Law and the Law of the Sea. Berlin 2007; Hein de Haas, Irregular Migration from West Africa to the Maghreb and the European Union. An Overview of Recent Trends. IOM Migration Research Series Nr. 32, Genf 2008; zur Kritik am «Europäischen Pakt zu Einwanderung und Asyl» (vom 16. Oktober 2008) und zur Arbeit der europäischen Grenzschutzagentur «Frontex» vgl. Bernd Mesovic, Der Europäische Pakt zu Einwanderung und Asyl. Pro Asyl, Frankfurt 2008.

Elalamys Beschreibung der angeschwemmten Toten liest sich wie ein Epitaph auf einem Friedhof. Für jeden der ertrunkenen Männer, für Momo, Louafi, Jafaar, Abdou, Moulay Absalam, Anouar, Slimane, Charaf, Salah, Abid, Ridouane, Zouheïr und für die ertrunkene, «außergewöhnlich schöne Frau, den rechten Arm im Sand vergraben, wie ein gebrochener Flügel», gibt der Autor eine kurze Beschreibung dessen, was das je Eigene ihres Lebens ausmachte: ein Lebenstraum, die Liebe zu einer Frau, die erfahrene rassistische und kulturelle Diskriminierung, die Flucht vor der berechtigen Strafe wegen eines Totschlages, eine körperliche Auffälligkeit, ein Tick oder eine außerordentliche Begabung. Es sind allermeist alltägliche, manchmal auch lebensnotwendigen Dinge, über die der Verfasser berichtet und welche die zwölf Männer und die Frau bewegen, sich auf den gefährlichen Weg «auf die andere Seite» zu machen. In den Kapiteln der zweiten Hälfte des Buches entfaltet Youssouf Amine Elalamy die einzelnen Lebensgeschichten in einer Vielfalt von Erzählweisen: als nüchternen Bericht eines distanzierten Beobachters, als fragmentarische Erinnerung der überlebenden Angehörigen und als resumierenden autobiographischen Rückblick der einzelnen Opfer. Dazu gehört auch der kurze Lebensbericht über Zouheïr, der von den Bewohnern von Bnidar «der Stumme» genannt wurde. Als kleiner Junge erlebte er, wie sein Vater bei einem abendlichen Treffen der Männer mitten im Sprechen plötzlich stirbt. An diesem Abend entschied er, nicht mehr zu sprechen, denn der schreckliche Tod seines Vaters veranlaßte ihn zu glauben, er habe nur einen begrenzten Schatz an Worten, und er müsse sterben, wenn dieser Vorrat aufgebraucht sei. «Gleichwohl hatte er an jenem Tag, als man ihn fragte, ob er sich auch den anderen anschließen und die Überfahrt machen wollte, ‹ja› gesagt. Er hatte nicht viel gesagt, sich nicht in endlose Sätze gestürzt, nur ‹ja› gesagt, ein Wort, ein einziges und zweifelsfrei ein Wort zu viel. Das letzte, das ihm zu äußern blieb.» So brachte die Entscheidung, aus seinem Dorf wegzugehen, ihn dazu, das selbstauferlegte Schweigegebot zu brechen, und gleichzeitig bedeutete sie für ihn den Tod. Der Verfasser zielt damit nicht auf die Paradoxie, die eine «selffulfilling prophecy» ausmacht, sondern auf die Alltäglichkeit und Unauffälligkeit einer Biographie.

Für den Erzählstil von Youssouf Amine Elalamy ist die Verknüpfung einer lakonischen Erzählweise mit einer Metaphernfülle, mit der er die Bewußtseinszustände der einzelnen Personen und die Natur, d.h. den Himmel und das Meer beschreibt, augenfällig. Manchmal hat man den Eindruck, daß die Personen mit ihren Erinnerungen und Gedanken ein Spiegelbild des Himmels und des Meeres sind. Himmel und Erde haben ihre eigenen Gesetze, und unbeeindruckt durch die Wünsche und Träume der Menschen, schütten sie ihre guten Gaben über sie aus oder sie bringen ihnen Tod und Verderben. Indem das Meer Landstriche und Kontinente trennt, markiert es «die andere Seite» und weckt bei den Menschen die Träume und die Sehnsucht nach den jenseitigen Küsten. Gleichzeitig stellt es den einzigen Weg dar, die von ihm gezogene Trennlinie zu überwinden. So wird das Meer zum Schicksal jener, die es zu überwinden trachten. Youssouf Amine Elalamy schließt sein Buch, indem er die Szene von den Ertrunkenen auf dem Sand zitiert. Worauf es ihm dabei ankommt ist, an den Tod von Charaf und den andern zu erinnern und von jenen, die nach ihnen den Weg über das Meer versuchen werden.

Nikolaus Klein

Information – nur noch für die «wenigen Glücklichen»?

Zur Auslandsberichterstattung nach dem Kalten Krieg

Es war atemberaubend. Erstmals durften russische Medien unzensiert berichten. Zeitungen und Zeitschriften erzielten nie erreichte Massenauflagen. TV-Direktübertragungen aus dem ersten freigewählten Parlament fegten in Moskau die Straßen leer. Michail Gorbatschows «Glasnost» (Meinungs- und Medienfreiheit) machte die «Zeitenwende» möglich. 1989 fiel die Mauer, zwei Jahre später auch das «Imperium des Bösen». In der ehemaligen Sowjetunion entstanden plötzlich 15 neue, unabhängige Staaten. Nach der ideologischen Eiszeit des Kalten Krieges kam im «Ostblock» wieder eine komplexe Welt zum Vorschein, mit eigener Geschichte, Kultur, Religion und Geographie. Und die Zeitenwende entfesselte die Kräfte der Globalisierung. Eine Herausforderung nicht nur für Diplomatie und Wirtschaft, sondern auch für die Medien.

Ausgerechnet diese historischen Umbrüche lösten aber in vielen westlichen Medien eine entgegengesetzte Reaktion aus. Die Berichterstattung über die neue Welt wurde nicht verstärkt, sondern ausgedünnt. Zu beobachten war das in Moskau, wo in den neunziger Jahren die Anzahl der westlichen Korrespondenten mit jedem Jahr schrumpfte. Offensichtlich sah aus der Sicht vieler Medienverantwortlichen in den USA aber auch in Europa die Welt anders aus: Der Westen hat den Kalten Krieg gewonnen. In Rußland sind die Würfel gefallen. «Die Geschichte ist zu Ende.» Nach dem Verschwinden der Sowjetunion, so raisonierte etwa der kürzlich verstorbene US-Politologe Samuel Huntington, müsse die noch einzige Supermacht USA zwar eine «neue Mission» finden, doch Außenpolitik könne die Öffentlichkeit jetzt mit ruhigem Gewissen den Profis in der Regierung und einer gut informierten Elite überlassen.[1]

Samuel Huntingtons Ratschlag befolgten die US-Fernsehanstalten am radikalsten. Die Welt war jetzt weniger gefährlich und deshalb weniger «newsy» geworden. Ohne äußere Gefahr kein Drama, kein Konflikt, keine Quote. Betriebsökonomisch verursacht Auslandsberichterstattung «High Cost – low return (visibility)» und kann deshalb stark reduziert werden. Die Zahlen sprechen für sich: Die Berichte der Auslandskorrespondenten der damals führenden US-Fernsehanstalten (ABC, CBS, NBC) erreichten 1989 mit 4000 Minuten pro Jahr eine Rekordhöhe. Im Jahr 2000 waren die von den eigenen Korrespondenten produzierten Berichte um mehr als die Hälfte (auf 1700 Minuten) geschrumpft. Dabei waren und sind bis heute für einen Großteil der US-Bevölkerung die TV-Sender Hauptquelle für Auslandinformationen – also wichtiger als Zeitungen – geblieben.[2]

Und weil mit dem Verschwinden des kommunistischen Ostblocks die «Zweite Welt» nicht mehr existierte, gab es auch die «Dritte Welt» nicht mehr. Es gibt dort keine «Stellvertreterkriege» mehr. Mit Ausnahme der Reizthemen «Kuba», «Venezuela» oder «Simbabwe» tauchen die Länder dieser Welt nur noch als Schauplatz einer exotischen «human touch story» auf, oder wenn sie Opfer eines Hurrikans, einer Hungerkatastrophe oder eines Erdbebens geworden sind.

Fallschirmspringer-Journalismus

Zu einem vorübergehenden Boom der Auslandsberichterstattung kam es nach den Terrorangriffen vom 11. September 2001. In Wirklichkeit handelte es sich dabei aber mehr um Krisenberichterstattung. In Afghanistan und im Irak kam der sogenannte «Parachute-Journalism» zum Zug. Mangels feststationierter Korrespondenten kommen Reporter wie «Fallschirmspringer» zum

[1] Vgl. Samuel Huntington, The Erosion of American National Interests, in: Foreign Affairs 76 (September/October 1997) 5, 28-49.

[2] Vgl. Jill Carroll, Foreign News Coverage. The US-Media's Undervalued Asset. (The Joan Shorenstein Center on the Press, Politics and Public Policy. Working Paper Series, D-39) 2006; Vgl. Garrick Utley, The Shrinking of Foreign News, in: Foreign Affairs 76 (March/April 1997) 2, 2-10.

Einsatz, die oft im Begleittroß der Truppen («eingebettete Journalisten») berichten. Viele von ihnen sind Freelancer. Sie produzieren billiger als festangestellte Korrespondenten und sind oft bereit, größere Risiken einzugehen, weil sie unter schärferem Konkurrenzdruck stehen.[3]

Der Georgienkrieg, die erste große internationale Krise nach dem Ende des Kalten Krieges, zeigte die Schwachpunkte der Krisenberichterstattung auf. Mit dem «eingefrorenen Konflikt» im Kaukasus vertraut waren neben den wenigen Experten die noch in der Region (Moskau) stationierten Korrespondenten. Überfordert waren die «Parachute-Journalisten», die von der besonders effizienten PR-Maschinerie der georgischen Regierung vor allem in den für die Meinungsbildung der Öffentlichkeit entscheidenden ersten Stunden leicht zu manipulieren waren. Unter dem Zeit- und Quotendruck waren im Internet oft stundenlang Berichte zu lesen, die nur auf einer Quelle (Tiflis) basierten und so den Eindruck erweckten, die «junge georgische Demokratie» werde wie seinerzeit Ungarn oder die Tschechoslowakei von den russischen Panzern überrollt.[4] In diese Falle tappte beispielsweise der «Spiegel» mit der Titelgeschichte «Der gefährliche Nachbar. Wladimir Putin und die Ohnmacht des Westens» (Der Spiegel Nr. 34/2008). Eine Woche später versuchte das Magazin allerdings mit einer eindrücklich recherchierten «Chronik der Tragödie» (Der Spiegel Nr. 35/2008), die Scharte wieder auszuwetzen.[5]

Zu verkaufen sind Angstthemen

Seit dem Ende des Kalten Krieges (1992) ist die politische Berichterstattung in den Hauptnachrichtensendungen aller (deutschen) TV-Sender zurückgegangen. Zugenommen hat aber die Berichterstattung über Angstthemen (Terrorismus, Islam), und dies, obwohl die Anzahl der Kriege und Konflikte weltweit in den neunziger Jahren abgenommen hat. Diese Analyse macht eine Studie zur «Krise im Auslandjournalismus».[6] Ihre Schlußfolgerung lautet: «Journalismus wird als Teil einer Marktwirtschaft begriffen, in der Angebot und Nachfrage den journalistischen Bewegungs- und Handlungsspielraum sowie die Themenauswahl bestimmen. Zu verkaufen sind ‹KKK›: Krisen, Krieg und Katastrophen. Und die Devise lautet ‹Kiss› (Keep it short and simple). Großen Raum erhalten bunte, unterhaltsame, abenteuerliche Stories, die den Leser, Zuschauer oder Hörer ‹reinziehen›. Nicht gefragt sind politische Analysen, die sowieso immer die gleichen ‹25 Experten› interessieren.»

Die wahrscheinlich größte Glaubwürdigkeitskrise seit der «Zeitenwende» hat der Journalismus während des Irakkrieges erlitten. Die «New York Times», die ein globales Leitmedium geblieben ist, mußte sich für ihre «wenig aggressive und unkritische» Berichterstattung entschuldigen. Die Ansicht Samuel Huntingtons, nach dem Verschwinden des Feindes könne Außenpolitik der Regierung und der politischen Elite überlassen werden, wurde gründlich Lügen gestraft. Ein Hoffnungsschimmer war, daß die Folter-Bilder von Abu Ghraib dennoch an die Öffentlichkeit gelangten und so das ganze Ausmaß des «Bösen» im «Imperium des Guten» (Roger Silverstone) entlarvten.[7] In einem entscheidenden Moment funktionierten die «Checks» der «vierten Gewalt» doch noch. Allerdings: Treibende Kraft dieser Enthüllung war einmal mehr Seymour Hersh, ein Veteran des investigativen

[3] Vgl. John Maxwell Hamilton, Eric Jenner, Redefining Foreign Correspondence. (The Joan Shorenstein Center on the Press, Politics and Public Policy. Working Paper Series, 2003-2). 2003.

[4] Vgl. Gemma Pörzgen, Deutungskonflikt. Der Georgien-Krieg in deutschen Printmedien. Osteuropa 58 (2008) 11, 79-95

[5] Selbst die russische Regierungszeitung Rossiskaja gazeta lobte die «unglaubliche Exaktheit» der Analyse und druckte wesentliche Teil des Spiegel-Artikels am 12. September 2008 nach.

[6] Vgl. Netzwerk Recherche, Auslandsjournalismus in der Krise (nr-Dossier 02 vom 23.10.2008). Vgl. auch: Oliver Hahn, Julia Lönnendonker, Roland Schröder, Hrsg., Deutsche Auslandskorrespondenten. Ein Handbuch. Konstanz 2008.

[7] Vgl. Roger Silverstone, Mediapolis. Die Moral der Massenmedien. Suhrkamp, Frankfurt/M. 2008

Digitale Demokratie – ein Mythos

Der Sieg Barack Obamas wird auch als Sieg der Web-Demokratie gefeiert. Dank der starken Vernetzung seines Wahlkampfes gelang es dem neuen US-Präsidenten, viele Kleinspender zu motivieren und Neuwähler zu gewinnen. Die grundsätzliche Frage stellt sich aber weiter: Macht das Internet die Politik tatsächlich demokratischer? Ist das Web *das* superdemokratische, dezentralisierte Medium, das jeder und jedem mit einem Netzanschluß die Möglichkeit gibt, sich Gehör zu verschaffen? Wird der Bürger dank on-line Information mehr politisiert und motiviert, sich politisch zu betätigen? Und kann der «Bürger-Journalismus» der Blogger die in den «alten Medien» dominierende Elite entthronen?

Auf solche Fragen versucht der amerikanische Politologe Matthew Hindman (The Myth of Digital Democracy. Princeton University Press, Princeton und Oxford 2008) Antwort zu geben. Er erinnert zuerst an die oft übersehene Realität: Trotz starker Zunahme der vernetzten Bevölkerung bleibt auch in den USA ein Großteil der ärmeren, weniger gut ausgebildeten Schichten vom Internet ausgeschlossen. Seit 2001 hätten Versuche, den «digitalen Graben» aufzufüllen, spürbar nachgelassen. Der «digitale Graben habe sich deshalb wieder vertieft. Wichtig ist für M. Hindman auch die Tatsache, daß die meisten politischen Informationen, die im Netz auftauchen, aus den «alten» Medien übernommen werden. Das heißt, die wenigen Megakonzerne, die heute den traditionellen Medienmarkt bei der Produktion und beim Aussortieren der Information kontrollieren, spielen auch im Internet eine dominierende Rolle.

Welchen «content» bekommt der Internet-User im unübersichtlichen Cyberspace überhaupt zu sehen? Verantwortlich dafür sind, so M. Hindman, die Link-Strukturen, also jene Hinweise, welche die «Besucher» zu bestimmten Seiten führen. Der Vorgang ist einfach: Je mehr Links zu einer bestimmten Site führen, desto mehr Besucher wird die Site erhalten. Und umgekehrt. Der größte Teil des on-line content werde jedoch kaum zur Kenntnis genommen, eben, weil er nur wenige oder keine Links erhält. Dazu M. Hindman: «Die hierarchische Struktur des Web ist ein natürlicher und vielleicht unvermeidbarer Weg, die Masse des on-line content zu organisieren. Aber diese Hierarchien sind in Bezug auf demokratische Werte nicht neutral.» 95 Prozent der Suchanfragen, so schätzt M. Hindman, landen bei den drei Großen: Google, Microsoft und Yahoo. Das erklärt, warum sich diese Suchmaschinen in Goldgruben für die Werbung verwandelt haben. Die meisten «Web-Bürger» gehen aber nicht über die ersten sechs Such-Resultate hinaus. Welche Informationen die vorderen Ränge einnehmen, darüber entscheidet aber nicht die Wichtigkeit der Information, sondern das Nutzerverhalten. Je mehr Nutzer, desto höher das Rating. Weil die Nutzer in einem relativ engen Cluster von Informationen suchen, ist auch der Umfang der Sites, die wirklich zur Kenntnis genommen werden, viel kleiner als angenommen. Google und Yahoo behaupten zwar, Milliarden von Dokumenten zu speichern. In Wirklich, so vermutet Hindman, gibt es wahrscheinlich ebenso viele Informationen, die nie erfaßt werden.

Hindman entzaubert auch den Mythos des sogenannten «Bürger-Journalismus» im Netz. Das «Blogland» bestehe in den USA aus etwa 1 Million Personen. Die entscheidende Frage sei jedoch nicht, wer sich alles zu Wort melde, sondern wer sich wirklich Gehör verschaffen könne. Nur wenigen Dutzend Bloggern gelinge es, mehr Leser als eine Kleinstadtzeitung zu erreichen. Laut Hindman sind die am meisten beachteten Blogger weiß, männlich und Absolventen einer Eliteuniversität – also fern von dem, was man sich unter «Citizen-Journalism» vorstellt. Die Blogger haben, so Hindman, wohl einen gewissen Einfluß in der US-Politik erhalten, aber «die neuen Internet-Eliten repräsentieren die Öffentlichkeit ebenso wenig wie die alte Elite.» Das Erforschen der subtilen und weniger subtilen Wege, wie die hierarchischen Strukturen des Internet die Politik beeinflussen, sei eine wichtige Aufgabe des 21. Jahrhunderts, glaubt Hindman. Sein vorläufiges Fazit: «Das Internet hat dazu gedient, eine Reihe von politischen Ungleichheiten aufzuheben, aber gleichzeitig hat es auch neue geschaffen.» (*R.B.*)

Journalismus, der schon vor 40 Jahren das Massaker von My Lai in Vietnam aufgedeckt hatte.

Murdoch zeigt den Weg

«Das Gejammer über den Niedergang des Journalismus kann ich nicht mehr hören. Das ist dummer Zynismus», meint Rupert Murdoch. Für den erfolgreichsten Medienmogul der Welt kommt Qualitätsjournalismus erst jetzt zum Zug. Beweisen will er es mit dem «Wall Street Journal», das seit bald zwei Jahren zu seinem Medien-Imperium gehört. Im einst reinen Wirtschaftsblatt wird die innen- und außenpolitische Berichterstattung ausgebaut. Als einzige US-Zeitung – neben USA-Today – gewinnt das «Wall Street Journal» an Auflage. Auch die Zahl der Online-Abonnenten wächst konstant, obwohl das «Wall Street Journal» eine der wenigen Zeitungen ist, die Gebühren im Netz verlangt. Murdoch hat offenbar ein erfolgreiches Geschäftsmodell gefunden.
Wie es funktionieren soll, erklärt Murdoch in einer Biographie.[8] Als Zielgruppe seines «Premium Contents» zählt Murdoch die rund 2 Millionen Entscheidungsträger in der US-Gesellschaft: gut ausgebildet, mit hohem Einkommen, im Beruf und in ihrem sozialen Umfeld auf Qualitätsinformationen angewiesen. Für diese exklusive Kundschaft, und das ist das Entscheidende, ist die Werbung auch bereit, einen exklusiven Preis zu bezahlen.
Diesen Vorgang nennen amerikanische Medienexperten «Up-Scaling». Weil Qualitätsjournalismus nicht mehr an die Leserschaft (Abonnenten), sondern ein möglichst kaufkräftiges Publikum an die Werbung verkauft wird, paßt sich das Medium auch inhaltlich «nach oben» an. Abgehängt («Down-Scaling») werden die weniger gebildeten, wirtschaftlich nicht interessanten Leserschichten, die sich nur noch über das Fernsehen informieren. Für diese Bevölkerung, so die Medienfachleute Bill Kovach und Tom Rosenstiel, ist die Presse ein Teil des Establishments geworden und nicht mehr eine Institution, die in ihrem Interesse Öffentlichkeit herstellt und die Mächtigen kontrolliert.[9]
Der Prozeß des «Up-» und «Down-Scalings» findet jetzt auch in Europa vor unseren Augen statt. Unmißverständlich äußert sich dazu etwa der Schweizer Schriftsteller und Journalist Hugo Loetscher: «Je länger, je mehr bin ich überzeugt, dass besonders die Kultur für eine kleine Schicht, für wenige Glückliche gemacht wird ... Auch im Journalismus gilt das wohl. Die kleine Schicht will eine anspruchsvolle Zeitung, dem Rest genügen Gratisblätter.» Journalismus für die «wenigen Glücklichen» und Gratiszeitungen für die große Masse sei demokratisch, rechtfertigt sich Loetscher, weil jeder «seinen Journalismus frei wählen kann, ohne Aristokrat oder Mitglied einer Zunft zu sein.»[10]
Klartext spricht der deutsche Verleger Alfred Neven DuMont («Kölner Stadt Anzeiger», «Express», «Frankfurter Rundschau», «Berliner Zeitung» etc.). Er will die «Bürgerzeitungen» aus ihrer Talfahrt retten. Die noch einzige große links positionierte deutsche Tageszeitung, die «Frankfurter Rundschau», will er nach rechts respektive «in die Mitte» führen. Denn: «Wer weiterhin eine linke Nische bedienen will, der wird keine lukrative Zeitung entwickeln können.» Die wenigen «Deutungsburgen» (Qualitätsmedien), die überleben, werden exklusiver», glaubt Alfred Neven DuMont. Für den deutschen Verleger ist eine Zweiklassengesellschaft unausweichlich: «Die Bildungsgesellschaft auf der einen Seite, alle Übrigen auf der anderen. Wir entwickeln uns leider soziologisch rückwärts: Wer hat dann im 19. Jahrhundert Zeitung gelesen? Die Elite!»[11]
Geradezu exemplarisch zu beobachten ist die von Alfred Neven DuMont festgestellte Refeudalisierung der Gesellschaft in der Art und Weise, wie die Finanz- und Wirtschaftskrise bewältigt wird. Zwanzig Jahre nach dem Ende des Kommunismus, so ist ohne Übertreibung festzustellen, wird nun auch der Kapitalismus in seinen Grundfesten (Banken) erschüttert. In den Medien macht zwar die «Wut des Volkes» über Abzocker und Boni Schlagzeilen, das politische Systemversagen und die Notwendigkeit eines Systemwandels werden aber kaum thematisiert. Der unabhängige, kritische Wirtschaftsjournalismus, der die relevanten Informationen und Analysen dazu liefern müßte, bleibt auf die Alternativpresse beschränkt. Ein Thesenpapier zur Wirtschaftsberichterstattung in deutschen Medien meint dazu: «Anders als in Politik und Kultur ist der Markt der akademischen und wissenschaftlichen Positionen viel stärker auf einen Elitenkonsens in ökonomischen und wirtschaftlichen Fragen konzentriert.»[12] Noch ausgeprägter als im übrigen Journalismus ist die Wirtschaftsberichterstattung auf die «wenigen Glücklichen» ausgerichtet.

Im Westen gibt es keine «Glasnost»

Die «Deutungsburgen» (Alfred Neven DuMont) bleiben unter Kontrolle des gleichen Elitenkonsenses. Und das erklärt, warum die Krisenverursacher und Krisengewinnler auch die Krisenmanager bleiben. Im Westen gibt es keine «Glasnost», und deshalb ist auch keine «Zeitenwende» zu erwarten.
Die Ursachen für die Refeudalisierung der globalisierten Gesellschaft hat der Amerikaner Jeremy Rifkin beschrieben.[13] Seine These: Nicht mehr Grundbesitz, sondern Zugang zu privilegierten Gütern wie wertvollen Informationen, elitären Adressen, exquisiten Kanälen und machtnahen Korridoren entscheiden über «drin» sein oder nicht «drin» sein . Und der amerikanische Soziologe Daniel Bell beobachtete schon vor mehr als zwanzig Jahren: «Die Kontrolle über Kommunikationsdienstleistungen wird eine Quelle der Macht und der Zugang zu Kommunikation eine Bedingung der Freiheit sein».[14] Heute muß die entscheidende Frage lauten: Wie kann eine demokratische Gesellschaft funktionieren, wenn die Kontrolle über die Information und der Zugang zu Information ein Privileg von «wenigen Glücklichen» wird?

Roman Berger, Zürich

[8] Vgl. Michael Wolff, The Man, Who Owns the News. Inside the Secret World of Rupert Murdoch. Random House, New York 2008.
[9] Bill Kovach, Tom Rosenstiel, The Elements of Journalism. What Newspeople Should Know and The Public Should Expect. Crown, New York 2001.

[10] Vgl. Die Weltwoche Nr. 47/2008
[11] Vgl. Alfred Neven DuMont, Unser Land wird opportunistisch, in: Cicero 2009, Heft 1, 126ff.
[12] Vgl. Netzwerk Recherche, 10 Thesen zum kritischen Wirtschaftsjournalismus. 2006.
[13] Vgl. Jeremy Rifkin, Access. Das Verschwinden des Eigentums. Frankfurt/M. 2000.
[14] Vgl. Daniel Bell, Die nachindustrielle Gesellschaft. FrankfurtM. 1996.

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)
erscheint 2x monatlich in Zürich
Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen
Redaktion und Aboverwaltung:
Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich
Redaktion: Telefon 044 204 90 50, E-Mail orientierung@bluewin.ch
Aboverwaltung: Telefon 044 204 90 52, E-Mail orientierung.abo@bluewin.ch
Telefax 044 204 90 51
Homepage: www.orientierung.ch
Redaktion: Nikolaus Klein, Josef Bruhin, Werner Heierle,
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)
Preise Jahresabonnement 2009:
Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 68.– / Studierende Fr. 50.–
Deutschland und Österreich: Euro 54.– / Studierende Euro 40.–
Übrige Länder: Fr. 63.–, Euro 37.– zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 100.–, Euro 70.–
Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich
Schweiz: Postkonto Zürich 87-573105-7
Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70) Konto Nr. 6290-700
Österreich: Bank Austria, Creditanstalt Zweigstelle Feldkirch (BLZ 12000), Konto Nr. 00473009 306, Orientierung, Feldkirch
Übrige: Credit Suisse, CH-8070 Zürich (BLZ 4835), Konto Nr. 556967-61
IBAN: CH1104835055696761000, SWIFT/BIC: CRESCHZZ80C
Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil
Abonnements-Bestellungen bitte an die Aboverwaltung.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.